

4. Kapitel: Ausrufezeichen

Auch ich habe Ängste ausgestanden, Ängste um mein Vaterland, meine Glaubens-
gemeinde, um die Menschen, die ich liebe, um mich selbst...

Aber mir ist bewusst geworden, dass man, auch wenn man Angst hat, noch denken
kann, und die Hoffnung, die am Ende der Angst steht, die Menschen die Wahrheit
lehren kann.

Ich habe Menschen geliebt und bin geliebt worden.

Ich habe die Macht der Liebe und Freundschaft erfahren, die die Angst besiegt hat.

Leben, allem zum Trotz. Im Leben kann alles passieren, aber „Alles ist nur zum Wohl der Menschen“, wie die Alten zu sagen pflegen. Manchmal ist es müßig, einen Sinn in gewissen Ereignissen zu suchen und sie erklären zu wollen. Manchmal ist es dem menschlichen Verstand einfach nicht möglich, auf gewisse Fragen eine Antwort zu finden. Wie Nazim Hikmet einst sagte: „Das Leben ist schön, ist hoffnungsvoll.“ Und zum Glück hängt der Mensch an ihm. Und ich bin der Meinung, dass wir unsere Kinder zu Menschen erziehen sollten, die in der Lage sind, ein Leben voller Liebe, Verständnis, Eintracht und Gemeinschaft zu führen und Liebe für ihre Mitmenschen in ihren Herzen zu tragen. Denn die Welt braucht solche Menschen.

Wir hatten es in unserer Jugend einfacher. Auch wenn wir nicht so fortschrittlich wie die Jugendlichen von heute erscheinen mögen, maß man ideellen Werten zu unserer Zeit noch einen viel größeren Stellenwert bei. In der heutigen Welt dreht sich alles nur um materielle Werte. Die Ideologien der Menschen, ihre Weltanschauung, ihre Zukunftspläne oder sogar was für ein Mensch einmal aus ihnen werden wird, all das hängt von den kleinen bunten Scheinchen ab. Wir müssen unsere Kinder vor dieser Gefahr bewahren. Wir müssen ihnen ohne zu zögern, ohne es je leid zu werden, den Weg aufzeigen, wie sie anständige Menschen aus sich machen können. Kein Kind kommt bereits als Terrorist oder Mörder auf die Welt. Bei seiner Geburt wird jedes Baby mit denselben guten Wünschen bedacht: „Möge dieses Kind seinem Vaterland, seinem Volke und seinen Eltern ein Segen sein“, sagt man. Heutzutage braucht die Welt noch viel mehr segensbringende Kinder als früher. Wir brauchen Menschen, die allen Sprachen, Religionen, Rassen und Konfessionen offen und tolerant gegenüberstehen, sich ohne Waffengewalt zu behaupten verstehen und an die Notwendigkeit glauben, ihre Kinder für die Zukunft zu wappnen. Was auch immer geschehen mag, wir müssen aufstehen und weitergehen. Wir dürfen unser Leben nie aufgeben. Wir müssen an die Zukunft glauben. Für alle neugeborenen Babys, für unsere heranwachsenden Kinder, für unsere Jugend, die sich auf den Ernst des Lebens vorbereitet.

Nach den zwei Anschlägen, die auf die Jüdische Gemeinde der Türkei verübt wurden, hat sich die Gemeinde im wahrsten Sinne des Wortes wieder aufgerafft, hat neues Vertrauen in die Zukunft gefasst und die Schmerzen in ihrem Herzen begraben. Doch die beiden Daten sind als schwarze Tage in die Geschichte eingegangen. Wenn man jung ist, begreift man den Ernst gewisser Ereignisse meist erst, wenn sie bereits der Vergangenheit angehören. Ich hatte die Leitung der Gemeinde noch nicht übernommen, als ich am 6. September 1986 der Einladung eines sehr guten Freundes zur *Bar Mitzwa* seines Sohnes in der Caddebostan-Synagoge folgte. Plötzlich erreichte uns jedoch eine Nachricht, die uns alle erschütterte: Auf die Neve Schalom-Synagoge war ein Bombenanschlag verübt worden! Im ersten Augenblick konnte ich es überhaupt nicht fassen. So etwas war in der Geschichte der Republik Türkei noch nie geschehen, ja sogar über Jahrhunderte der in diesem Land lebenden jüdischen Gemeinschaft nicht zugestoßen. Ich zweifelte am Wahr-

heitsgehalt der Nachricht. Um herauszufinden, was an der ganzen Sache dran war, verließ ich die Synagoge, nahm das nächste Schiff und fuhr auf die Insel. Es war unmöglich, dass man uns so etwas angetan hatte. Ich glaubte, dass ich jemanden finden würde, der diese Nachricht dementieren würde. Wenn man in einer bestimmten Hinsicht keinerlei Befürchtungen hat, seinem Staat und seinem Volk voll vertraut, ist die Wahrscheinlichkeit etwas zu erleben, das man noch nie erlebt und dessen Schmerzlichkeit man noch nie erfahren hat, gleich null. Dann weiß man auch nicht, wie man sich fürchtet, wie man traurig ist oder sich Sorgen macht. Nicht aus kindlicher Naivität oder blindem Vertrauen, sondern weil man bis zu jenem Tag voller Vertrauen in dem Land gelebt hat, in dem man geboren wurde und sich deshalb dort rundum sicher und geborgen fühlt. „Ich bin nicht alleine in meinem Vaterland, ich habe eine Regierung, einen Staat, Soldaten, die für mich da sind. Es gibt nichts, wovor ich mich fürchten müsste, eine derartige Nachricht kann nur eine Finte sein“, wird man sich sagen. Auch wenn ich in der Vergangenheit einige schmerzliche Dinge erlebt hatte, so habe ich es doch stets vorgezogen, auch so zu denken, weil am Ende der Nacht stets ein hellerer Morgen auf uns wartet.

Die Ereignisse jenes Tages waren jedoch ein Schock für mich. Ich zog die Möglichkeit überhaupt nicht in Betracht, dass die Nachricht wahr sein könnte. Damit ich den Ernst der Dinge begriff, musste Eti mir erst die Augen öffnen. Ich fuhr direkt zu Niso Albuher, einem meiner Freunde. Eti hatte sich bereits zuvor dort hin begeben. Als ich sagte „Die Zeremonie heute Morgen war sehr schön, es war eine wunderbare *Bar Mitzwa*, und heute Abend müssen wir ja noch nach Istanbul übersetzen“, schaute Eti mich ungläubig an. Als sich unsere Blicke trafen, begriff ich, dass etwas Außergewöhnliches passiert war. Etis Augen waren vom vielen Weinen ganz gerötet.

„Du hast wohl keine Nachrichten gehört.“

„Was ist denn passiert?“

„Man hat einen Bombenanschlag auf die Neve Schalom-Synagoge verübt. Es hat dreiundzwanzig Tote gegeben. Hast Du denn überhaupt nicht mitbekommen, was passiert ist?“

„Was? Es ist also wahr?“

Ich sprang auf.

„Ich fahre nach Istanbul rüber.“

Wie ich so schnell von unserem Haus zum Anleger und dann aufs Schiff gelangt bin, weiß ich nicht mehr. Alle Wege, die von Karaköy nach Şişhane führten, waren gesperrt. Nur die Sammeltaxis durften bis zu einem bestimmten Punkt fahren. Alles wurde von der Polizei überwacht. Ich stieg aus dem Sammeltaxi und rannte los. Um genau ein Uhr dreißig war ich vor Ort. Das Innere der Synagoge war vollkommen zerstört, als hätte dort ein Tornado gewütet. Überall lagen Leichenteile der Terroristen und unserer Glaubensbrüder verstreut, die bei dem Anschlag ums Leben gekommen waren. In derartigen Ausnahmesituationen schenkt

Gott den Menschen eine solche Kraft, dass ich mich nur darüber wundern kann, dass ich nicht in Ohnmacht gefallen bin oder den Verstand verloren habe. Es war die reinste Hölle. Der Brandgeruch reizte meine Schleimhäute. Auch die Überlebenden befanden sich in einem erbärmlichen Zustand. Ein Dutzend blut- und rußverschmierter Menschen, die außerstande waren, ihre Familien zu benachrichtigen. Weinende, schreiende Leute oder Menschen, die noch so unter Schock standen, dass sie kein einziges Wort über die Lippen zu bringen vermochten. Diejenigen, die gerade in der Synagoge die Thora gelesen hatten, waren in tausend Stücke zerfetzt worden. Mir traten unwillkürlich Tränen in die Augen. Schließlich konnte ich den Anblick nicht mehr ertragen und verließ die Synagoge.

Wie würden diese Wunden jemals verheilen können? Wer würde uns dabei helfen, uns wieder Hoffnung geben? Würden wir noch weiteren solchen Katastrophen zum Opfer fallen? Wer hatte das getan? Und vor allem warum? Immer wieder wurde berichtet, dass überall auf der Welt Anschläge gegen Juden verübt wurden. Aber die Türkei war doch unsere Heimat. Hier passierte so etwas nicht. Plötzlich hob ich den Kopf und betrachtete die Tür der Synagoge. Ich dachte an all die Gebete, die ich jahrelang von unserer Terrasse aus hatte hören können, an all die Beschneidungen, Hochzeiten und *Bar Mitzwas*, die hier veranstaltet worden waren. Sie war für mich stets ein Ort gewesen, mit dem ich schöne Dinge verband. Natürlich fanden in der Neve Schalom-Synagoge auch Beisetzungen statt, doch liegt es ja stets in Gottes Ermessen, wann jemandes Zeit auf Erden abgelaufen ist und er ihn aus unserer Mitte nehmen möchte, und nicht in den Händen der Menschen. Und nun war die Neve Schalom-Synagoge zum Grab für fünfundzwanzig Menschen geworden. Denn bis zu meinem Eintreffen waren noch zwei weitere Personen verstorben. Wer ging überhaupt in die Synagoge? Hauptsächlich ältere Leute, Menschen, die sich um etwas oder jemanden sorgten und sich von Gott Hilfe erhofften oder Zuflucht bei ihm suchten und beten wollten. Ansonsten befanden sich alle, die es sich leisten konnten, im Urlaub oder auf Reisen oder verrichteten ihr Gebet dort, wo sie sich gerade befanden. Dennoch betraf das, was geschehen war, auch sie, schmerzte auch sie. Fromme, bescheidene Menschen, die Gottes Weg gingen, sich wirklich in der Synagoge befanden, um zu beten. Fünfundzwanzig Menschen! Was hatten sie nur getan?

Ich rief sofort meine Frau an:

„Wir fahren nirgendwohin. Ich bleibe in Istanbul. Warte heute Abend nicht auf mich. Pass gut auf Dich und die Kinder auf.“

Als ich aufgelegt hatte, war ich wütend auf mich selbst. Was mutete man uns hier überhaupt zu? Waren wir etwa im Krieg, dass ich derartige Gespräche mit meiner Frau führen musste? Da ich kein Amt in der Gemeinde bekleidete, begab ich mich zu einem Freund, um zu sehen, ob es inzwischen weitere Informationen gab, und ob man irgendwie helfen konnte. Die Familie, die an jenem Tag *Bar Mitzwa* feierte, bat die Gemeinde um Erlaubnis, die für jenen Abend geplante Feier trotz Allem veranstalten zu dürfen, da sie der Auffassung war, dass man ja

nur einmal lebe und nicht mit den Toten stürbe. Leider gibt es Momente, in denen man die Menschlichkeit gewisser Leute hinterfragen muss. Dies war ein solcher Moment. Während die Leichen von fünfundzwanzig Menschen noch nicht einmal unter der Erde waren, wurde schon wieder an rauschende Feste gedacht. Alleine schon die Tatsache, dass man so etwas in Betracht zog, war ein Indiz dafür, dass man sich künftig nach den guten alten Zeiten zurücksehnen würde. Jak Veissid, der unsere Glaubensgemeinde bereits lange Zeit vorbildlich geführt hatte, stellte an jenem Tag einmal mehr unter Beweis, was für ein fähiger Vorsitzender er war. Er kümmerte sich vorbildlich um die Gemeinde. Mit den Statements, die er vor der Presse abgab, seinem ganzen Verhalten, der Anleitung der Helfer und Angestellten und der Art und Weise, wie er die Bestattungsfeiern gestaltete, zeigte er, dass er eine hervorragende Führungspersönlichkeit war. Auch der Familie, die ihre *Bar Mitzwa* feiern wollte, erteilte er eine klare Antwort: „Wenn es Ihnen wirklich ein inneres Bedürfnis ist, dann veranstalten Sie in Gottes Namen Ihre Feier, aber ob Sie dann als Mitglied einer Gemeinde, die gerade fünfundzwanzig Menschen verloren hat, diese schwere Verantwortung, diese Gewissenslast tragen können, weiß ich nicht. Es liegt in Ihrem Ermessen, wie angemessen es ist, nach einem solchen Tag Bauchtänzerinnen auf den Tischen tanzen zu lassen“, sagte er. Leider fand die Feier dann tatsächlich statt, was die Gemeinde jedoch nie vergessen hat. Natürlich gibt es einen Grund dafür, dass ich diese Angelegenheit nach so vielen Jahren wieder aufwärme. Eine Gemeinde zu sein, bedeutet eine Gemeinschaft zu sein. Wenn wir in guten Tagen zu einander halten können, dann sollten wir auch in schlechten Tagen dazu in der Lage sein, ja, uns sogar noch mehr darum bemühen. Und damit möchte ich nicht nur jene Familie kritisieren, die auf ihrer *Bar Mitzwa* -Feier bestand, sondern auch alle diejenigen, die daran teilnahmen. Der Preis einer spontanen Entscheidung kann in ideeller Hinsicht sehr hoch sein. Es gibt nichts Wichtigeres als stets vorausschauend zu handeln. Dank unseres Vorsitzenden Jak Veissid sind die Wunden allmählich verheilt, wobei die Zeit natürlich auch das Ihrige tat. Die Gemeinde hat sich langsam wieder gesammelt und ist zu ihrem Alltag zurückgekehrt, doch das Geschehene ist selbstverständlich unvergessen geblieben.

Manchmal zeigt sich das Leben von seiner grausamen Seite. Doch es geht weiter, geht allem zum Trotz weiter und reißt einen einfach mit. Trotz all des Leids, das man erlebt hat, kann man eines Tages wieder lachen, träumen, essen, auf der Straße laufen, einer Melodie lauschen, abends Brot kaufen und nach Hause gehen. Auch wenn man nicht vergessen kann, und einem der Schmerz noch immer wie in den ersten Tagen auf der Seele lastet, so geht man dennoch nicht an ihm zugrunde. Denn aus jedem Leid wird auch immer eine Hoffnung geboren.

Seither sind einige Jahre vergangen, aber keines, ohne dass wir nicht für unsere Toten gebetet und ihrer gedacht hätten. Notgedrungen verschärfen wir auch unsere Sicherheitsvorkehrungen. Das war eigentlich etwas, über das ich mir nie hatte Gedanken machen wollen. Wo lebten wir denn? Was für eine Bedrohung, was

für eine Not bestand denn für uns? Warum mussten wir die Sicherheitsmaßnahmen verschärfen? Musste man jetzt um sein Leben fürchten, wenn man sein Gebetshaus betrat? War dies nicht genau der Ort, an dem man sich eigentlich am sichersten und geborgensten fühlen sollte? War es denn nicht Gottes Haus? Beten wir denn nicht alle zu demselben Gott? Würden wir in unserem eigenen Heimatland unsere Türen mit noch größeren Schlössern versehen und die Mauern verstärken müssen? Als ich eines Abends auf dem Weg nach Hause über diese Fragen grübelte, merkte ich plötzlich, dass ich weinte. Darauf bedacht, es niemanden merken zu lassen, holte ich mein Taschentuch hervor und trocknete mir die Augen. Plötzlich fiel mir ein, dass man mir dieses Taschentuch einst anlässlich eines Ramadanfestes geschenkt hatte. Ich lief weiter. Ich wollte meine Tränen vor niemandem mehr verbergen.

Nach dem Anschlag von 1986 trafen wir einige Sicherheitsvorkehrungen, die sich langfristig auch bewährten. Am 1. März 1992 konnten zwei Personen, die einen Bombenanschlag auf die Neve Schalom-Synagoge verüben wollten, am Eingang gefasst werden. Ihren eigenen Aussagen zufolge hatten sie die Nacht zuvor in einem verlassenen Gebäude gegenüber der Synagoge verbracht und wollten die Tat am Morgen begehen. Von jenem Tag an sorgten die verfallenen Gebäude in der Nähe der Synagoge stets für Beunruhigung. Wir informierten die Stadtverwaltung, die diesbezüglich stets ihre Pflicht erfüllte und uns somit zu beruhigen vermochte. Dennoch erhielt die Jüdische Gemeinde der Türkei jahrelang unzählige Drohungen und sehnte sich nach ihrem einstigen Frieden. Ich habe viel darüber nachgedacht, warum das wohl so war. Inzwischen bin ich einundsiebzig Jahre alt und habe noch immer keine Antwort auf diese Frage. Warum? Unser Name besagt es doch, wir sind die Jüdische Gemeinde der *Türkei*. Diese Gemeinde gehört hierher. Mindestens genauso wie Mustafa, wie Niyazi, wie Mehmet. Wenn wir irgendwo anders hinzögen, würden wir trotzdem immer noch Türkisch reden, gefüllte Weinblätter essen und auf Hochzeiten Bauchtanzmusik spielen. Man kann einen Menschen nicht einfach aus seiner Heimat entwurzeln. Man kann ihn nicht von seiner Luft, seinem Wasser, seinen Leuten, seiner Geschichte und seiner Vergangenheit trennen. Und warum überhaupt sollte man so etwas tun? Nur weil derjenige ein Jude ist? Hatten die türkischen Juden ihrer Heimat etwa in irgendeiner Weise geschadet? Eines Tages wird man vielleicht Antworten auf diese Fragen finden. Ich hoffe, dass unsere Jugendlichen auch wieder so friedliche, glückliche, sorglose und angstfreie Zeiten wie unsere Großväter erleben werden.

Seitdem waren so einige Jahre vergangen, und als betagter Mann kam ich allmählich zu dem Schluss, dass es an der Zeit wäre, die Gemeinde in die Hände Jüngerer zu übergeben. Doch ich ahnte nicht, dass erneut Schlimmes zu passieren drohte, auch wenn wir spürten, dass eine gewisse Gefahr im Verzug war. Israel berücksichtigte bei der Ausrichtung seiner Außenpolitik leider nicht die in anderen Ländern lebenden Juden. Und das Allerschlimmste war, dass einige wenige in der Türkei lebenden Juden wegen gewisser politischer Maßnahmen um ihr Leben

fürchten mussten. Gibt es etwas Schlimmeres, als wenn Leute, die in Israel zwar Verwandte oder Bekannte und somit eine gewisse persönliche Verbindung zu dem Land haben, jedoch zu keiner Zeit je mit dem Gedanken spielten, dorthin zu ziehen und auch noch nie dort waren, in ihrer eigenen Heimat in Angst und Schrecken leben müssen? Mussten sie damit für irgendetwas büßen? Der gesamte Gemeindevorstand hatte die Vermutung, dass 2003 erneut ein Terroranschlag verübt werden könnte. Wenn nicht an jenem Tag, dann an einem anderen, wenn nicht in jenem Jahr, dann in einem anderen. Egal, wie viele Maßnahmen wir ergriffen, wir waren letztendlich machtlos.

Wenn man Jude und auch noch stolz darauf ist, dann muss man auch die eventuell daraus resultierenden schwerwiegenden Konsequenzen tragen. Ganz gleich, ob man sich in seiner Heimat oder andernorts befinden mag, und ganz gleich, ob man seinem Glauben sein Leben verschrieben hat, oder er einem mehr oder weniger gleichgültig ist. Staaten bekriegen sich unter einander. Doch wenn auch die Zivilbevölkerung angegriffen wird, ist das unmenschlich. Salomon wird genauso wie Ahmet weinen, wenn er sein Kind verliert. Und dasselbe gilt auch für John, für Hans und für Mehmet. Tränen fließen, ohne einen Unterschied zwischen den Religionen zu machen. Genauso wie man unabhängig von seiner Religion Vater ist, Mensch ist. Warum die Juden erneut zur Zielscheibe des Terrors wurden, ist mir unverständlich. Letzten Endes sind doch alle Menschen mit einander verwandt. Wie nahe verwandt Judentum und Islam miteinander sind, weiß jeder Gelehrte. Wenn die Menschheit sich doch auch nur diesbezüglich ein wenig Gedanken machen würde. Oder sich zumindest darauf besinnen würde, von wem sie geschaffen wurde und wie mächtig dieser Schöpfer ist. Wenn Gott schon so einen wichtigen Stellenwert für diese Leute hat, dann sollte sie auch keinem seiner Geschöpfe etwas zuleide tun.

Zu mir sagte mal jemand:

„Mensch Bensiyon, Du bist zwar Jude, aber Du bist ja gar nicht wie die.“

Was eigentlich als Kompliment gemeint war, verletzte mich jedoch zutiefst. Wer war ich überhaupt? Wenn wir alle Kinder dieses Landes waren, was unterschied mich dann von meiner Glaubensgemeinde und was unterschied meine Gemeinde von der Mehrheitsgesellschaft? Dass ich ausgerechnet auf diese Frage keine Antwort zu finden vermag, bekümmert mich mehr als alles andere.

Leider wurde am 15. November 2003 erneut ein Anschlag verübt. An jenem Tag schämte ich mich als Mensch vor Gott. Und an jenem Tag blieb die Zeit, blieb das Leben stehen. An jenem Tage verspürte ich zum ersten Mal den kalten Atem des Todes in meinem Nacken. An jenem Tag glaubte ich für einen Augenblick, meine Frau, meine Söhne, meine Schwiegertöchter und meine Enkel niemals wiederzusehen. Ich werde nun versuchen, all dies hier in Worte zu fassen. Ob es mir wohl glücken wird? Ich bin mir nicht sicher.

Erlebten wir an jenem Tag die Hölle auf Erden, einen Albtraum oder eine Revolte? Oder nur ein Ereignis, das wieder eine Frage aufwarf, auf die es keine Ant-

wort gab? Das vermag wohl niemand zu sagen. Der Anschlag hätte den Aussagen der Angeklagten zufolge bereits eine Woche zuvor verübt werden sollen, hatte sich jedoch aufgrund der ausgezeichneten Sicherheitsvorkehrungen schließlich verzögert. Die Beth Israel-Synagoge in Şişli war erst vor kurzem restauriert worden. Da die Sommerferien vorüber waren, sollte an jenem Tag das erste Gebet der Wintersaison stattfinden und der Thoraschrein erstmals geöffnet werden. Die Erneuerung des Thoraschreins hatte eine sehr große Bedeutung für uns, denn in ihm werden die Thora aufbewahrt. Auffällig ist, dass die Anschläge stets nach Restaurationsarbeiten verübt wurden. Auch 1986 war es so gewesen, und der Anschlagversuch von 1992 hatte ebenfalls nach einer großen Reinigungsaktion stattgefunden. Zur selben Zeit wurde in der Neve Schalom-Synagoge eine *Bar Mitzwa* gefeiert, zu der ich auch eingeladen war. Da ich jedoch unbedingt der Eröffnungsfeier beiwohnen musste, fuhr ich nach Şişli. Eti blieb zu Hause. Die Eltern meiner Schwiegertochter, Albert und Çela Kaspi, waren der Einladung in die Neve Schalom-Synagoge gefolgt. Um genau zwanzig nach acht erreichte ich die Synagoge in Şişli. Ich stieg aus dem Auto. Das Sicherheitspersonal empfing mich am Eingang. Unter ihnen befand sich auch Yoel Ülçer Kohen, der natürlich noch nicht ahnte, was geschehen würde, und lächelte. Normalerweise erwartete mich das Sicherheitspersonal immer am Haupteingang an der Efe-Gasse. Der Vordereingang führte in die große Synagoge. Sie bestand aus zwei benachbarten Gebäuden, die durch einen Gang verbunden waren. Entgegen meiner Gewohnheiten betrat ich das Gebäude durch die Hintertür an der Kırığı-Gasse. Einer der Sicherheitsleute sagte: „Herr Vorsitzender, wir positionieren uns hinten.“ Ich zögerte eine kurze Weile. Aus irgendeinem Grund wollte ich nicht die Hintertür benutzen.

„Nein, Jungs, stellt Euch oben vor den Haupteingang, ich gehe heute dort hinaus.“

Die Andacht würde lange dauern. Vielleicht hatte ich mich so entschieden, damit die Kinder sich hinten nicht langweilten. Ich weiß es nicht genau. Meine Entscheidung war eine Sache von Sekunden. Ein Augenblick, der das Schicksal jedes einzelnen von uns änderte. Wäre es denkbar, dass man sich selbst mit einer spontan getroffenen Entscheidung das Leben retten kann? Das weiß Gott allein. Denn er ist es, der uns das Leben schenkt, der entscheidet, wie lange wir leben werden. Wenn ich die Männer nicht nach oben geschickt hätte, wären sie in tausend Stücke zerfetzt worden, hätten keine Überlebenschance gehabt, wären hundertprozentig gestorben. Das ist Schicksal!

Ich strich dem Sicherheitsbeauftragten Yoel über die Wange und ging hinein. Die Synagoge war brechend voll. Wichtige Amtsträger der Gemeinde, meine Stellvertreter, Jugendliche, Kinder, ältere Leute. Ein riesiges Menschengewimmel. Ich drehte mich um und schaute in den hinteren Teil der Synagoge. Auch bei den Frauen gab es keinen freien Platz mehr. Genau wie in den Moscheen feiern die Frauen auch bei uns im oberen Stockwerk, in einem separaten Bereich den Gottesdienst. An jenem Tag jedoch hatten sie hinter dem Bereich der Männer

Platz genommen. „Wie schön“, dachte ich bei mir, „An so einem herrlichem Tag wie diesen ist es voll hier. Wenn wir eine gläubige Gemeinde sind, die ihrer Religion verbunden ist, dann werden wir damit auch unserer Jugend ein Vorbild sein.“ Wie immer galt auch in diesem Zusammenhang mein Hauptgedanke wieder den Jugendlichen. Ich wollte, dass sie sich weiterentwickelten, keinen Schaden nahmen. Die Zukunft gehörte ihnen. Denn sie würden diejenigen sein, die dieses Land ins Licht führen werden.

Ich begrüßte den Oberrabbiner und setzte mich auf meinen Platz. In der Synagoge sitzt der Gemeindevorstand immer ganz vorne. Der Platz des Oberrabbiners ist jedoch rechts vor dem Thoraschrein, so dass die Besucher der Synagoge ihm gegenüber sitzen. Direkt neben ihm befinden sich die hölzernen Türen des Thoraschreins. Genau wie in Moscheen findet man auch in Synagogen keinerlei Bilder oder Statuen. Nur an den Türen des Thoraschreins und rings um ihn, sofern dort Platz ist, ist gläserner Schmuck angebracht. Es wurde ein sehr schönes Gebet gelesen. Doch tief in meinem Inneren verspürte ich eine mir unerklärliche Beklommenheit. Plötzlich wurde ich gebeten, aus der Thora zu lesen, was eine sehr große Ehre für einen Juden ist. Dreimal pro Woche, montags, donnerstags und freitags wird in der Synagoge aus der Thora vorgelesen. Da der Freitag in unserer Religion den größten Stellenwert hat, ist es Tradition, während des Gottesdienstes an jenem Tag bestimmte wichtige Persönlichkeiten mit dieser Ehrenaufgabe zu betrauen. Der Rabbiner widmet das Gebet der betreffenden Person und ehrt sie somit. Dabei wird einer bestimmten Hierarchie gefolgt. Gleich nach dem Oberrabbiner aufgefordert zu werden, war eine sehr große Ehre für mich. Ich las das Gebet, stieg von der Kanzel und setzte mich wieder. Der Platz zu meiner Rechten war frei. Daneben saß mein Stellvertreter Sami Herman. Dann war wieder ein Platz unbesetzt. Daneben saß Robert Abudaram. Als ich mich wieder setzte, war er zum Gebet nach vorne gerufen worden. Yona Romano kam zu mir, um mich zu beglückwünschen. In jenem Moment ahnte ich noch nicht, dass er wenige Minuten später tot sein würde. Auch ein weiterer junger Freund, der den Anschlag nicht überleben würde, beglückwünschte mich. Bei diesen Beglückwünschungen handelt es sich auch um einen Brauch. Da es eine große Ehre ist, zum Gebet nach vorne eingeladen zu werden, beglückwünscht man diejenigen, die nach dem Gebet wieder auf ihren Platz zurückkehren und schüttelt ihnen die Hand. Und genau in jenem Moment vernahm ich einen unvorstellbar lauten Knall, der sich mit nichts vergleichen ließ, was ich je gehört hatte. Im selben Moment hörte ich Sami Herman schreien:

„Sie haben wieder zugeschlagen!“

Ich war über und über blutverschmiert. „Keine Panik“, rief ich, „keine Panik!“

„Raus, lauft sofort Alle nach draußen! Und passt auf, dass Ihr nicht auf die Verletzten tretet, die auf dem Boden liegen!“

Es war ein Augenblick, in dem die Zeit still stand, und den man sich nur vorstellen konnte, wenn man ihn selbst miterlebt hatte. Ich glaubte, die Welt würde

untergehen und wir alle müssten sterben! Ich hob ein paar Menschen, die auf dem Boden lagen, auf und übergab sie jemand anderem. In diesem Moment war ich vollkommen neben mir und rannte daher zur Hintertür hinaus, anstatt den Vordereingang zu benutzen. Worte allein würden nicht genügen, um den Anblick zu beschreiben, der sich mir bot. Vor mir nur Elend und Verwüstung. Hinter der Tür eröffnete sich einem die Hölle!

Ein Glaubensbruder lag auf dem Boden und alle trampelten über ihn hinweg. Er war in diesem Tumult außerstande aufzustehen und fortzulaufen. Ich beugte mich schützend über den Mann und zog ihn hoch. Dann schaute ich mich zum ersten Mal richtig um. Ich hatte nie etwas Vergleichbares erlebt. Es war im wahrsten Sinne des Wortes ein Albtraum. Doch was sah ich da? Aus dem Hals des Sohnes des Oberrabbiners schossen wahre Blutfontänen! Sein Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Das Sicherheitspersonal versuchte, mich und den Oberrabbiner von ihm fernzuhalten. In Augenblicken wie diesem vergisst man sich selber völlig. Ich erinnere mich daran, dass ich den Oberrabbiner an jenem Tag noch mehr schätzen lernte. Er war ein leuchtendes Beispiel der Menschlichkeit. Anstatt sich weiter um seinen Sohn zu kümmern, bemühte er sich den anderen Menschen zu helfen, versuchte sie vom Boden hochzuziehen. Offenbar genügte es ihm zu wissen, dass sein Sohn noch lebte. Einer der Sicherheitsleute nahm sich seines Sohnes an und brachte ihn ins Krankenhaus. Als ich mich aus dem Menschengewirr befreit hatte, kam einer der Sicherheitsleute zu mir und sagte: „Das war eine Erdgasexplosion, Herr Vorsitzender, machen Sie Sich keine Sorgen.“ Doch ich hatte den Ernst der Angelegenheit schon lange erfasst. Ich startete ihn verständnislos an. Es handelte sich garantiert nicht um eine Erdgasexplosion oder Ähnliches.

„Von wegen Erdgas, Junge.“

Mehr brachte ich nicht heraus. Es war ein menschliches Drama. Sie hatten uns getroffen! Bei der Bombenexplosion war auch Yoel Ülçer ums Leben gekommen, dem ich noch bei meiner Ankunft über die Wange gestrichen hatte; er lag direkt vor mir. Auch muslimische Brüder waren umgekommen. Überall lagen abgetrennte Gliedmaßen herum. Die Fensterscheiben der anliegenden Häuser und Läden waren zersplittert. Die Leute waren aus ihren Häusern geeilt, rannten kreuz und quer und bemühten sich, uns zu helfen. Das Sicherheitspersonal konnte es schließlich nicht mehr länger mit ansehen und brachte mich zu meinem Auto. Fünf Minuten später klingelte mein Telefon und man überbrachte mir eine weitere Schreckensnachricht:

„Herr Vorsitzender, in der Neve Schalom-Synagoge ist auch eine Bombe hochgegangen!“

Einen Augenblick lang glaubte ich, die Zeit bliebe stehen. Das, was ich erlebt, gesehen und soeben gehört hatte, konnte einfach nicht wahr sein! „Das Leben wird nie wieder so sein wie vorher“, dachte ich bei mir. Denn alle waren sie Zeugen gewesen, alle Jugendlichen, alle Kinder.

Ich rief zunächst Eti an, um ihr zu sagen, dass es mir gut ging, und sie sich keine Sorgen machen sollte. Plötzlich fiel mir ein, dass man ja das Krankenhaus wegen der vielen Verletzten verständigen musste und rief sofort das Amerikanische Krankenhaus an:

„Mein Name ist Bensiyon Pinto, ich bin der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde. Auf zwei unserer Synagogen sind Bombenanschläge verübt worden. Demnächst werden jede Menge Verletzte bei ihnen eingeliefert werden. Bitte treffen Sie die entsprechenden Vorbereitungen. Schauen Sie nicht aufs Geld. Behandeln Sie jeden, der zu ihnen kommt, umgehend, egal, um wen es sich handelt, egal welcher Religion er angehört. Ich übernehme sämtliche Kosten.“

Plötzlich schoss mir durch den Kopf, wie unsere Gemeinde mit dieser Belastung wohl zurechtkommen würde. „Dann verkaufe ich eben unsere Wohnung“, dachte ich bei mir. Ohne mich mit jemandem zu beraten, hatte ich auf eigene Faust eine Entscheidung getroffen. Das war das einzig Richtige, und vor allem selbstverständlich. Um noch mehr Krankenwagen anzufordern, die schnell vor Ort sein würden, rief ich das Orahayim- und schließlich auch noch das Florence Nightingale-Krankenhaus an, das von Cemşit Demiroğlu geleitet wurde. Ich sprach mit ihm und bat ihn ebenfalls, die entsprechenden Vorbereitungen zu treffen.

„Keine Sorge, wir werden alle erforderlichen Maßnahmen in die Wege leiten.“

Als ich an mir heruntersah, merkte ich plötzlich, das ich über und über blutverschmiert war. Ich setzte mich ins Auto und sah nach, ob ich irgendwo verletzt war. Meine Sicherheitsangestellten Serdar und Gürkan sagten: „Ihnen fehlt nichts, Herr Vorsitzender, sie haben nur Blutspritzer abbekommen.“ Ich war also nicht verletzt, sondern mit dem Blut der Leute verschmiert, die sich in meiner Nähe befunden hatten! Darüber kann man doch auch nicht froh sein.

Plötzlich kam ich auf die Idee, meinen Sohn anzurufen. Da ich ständig telefonierte, hätte er mich nicht erreichen können, um zu erfahren, ob es mir gut ging. Ich rief also Hayim an.

„Ich lebe noch, mein Sohn, und Deine Mutter auch. Ruf alle Familienmitglieder an und sag ihnen Bescheid. Sie sollen mich nicht anrufen, damit meine Leitung nicht blockiert ist.“

Gottseidank waren sie zu Hause. Benjamins Kinder waren beim Training. Aber da Hayims Zwillinge erst viereinhalb Monate alt waren, konnten sie sie nicht alleine lassen und irgendwohin gehen. Ich fuhr nach Hause. Doch unsere Wohnung kam mir an jenem Tag nicht mehr wie ein Ort vor, an dem ich schöne Tage verbracht hatte, sondern wie eine fremde Wohnung. Sie war mir so fern. Ich erinnere mich noch daran, dass ich mir die Kleider förmlich vom Leib riss. Unter der Dusche weinte ich wie ein kleines Kind. Ich war außerstande mich weiter zu beherrschen. Die Ereignisse hatten mich zutiefst geschockt. Und als ich nun alleine war, konnte ich mich nicht mehr zusammenreißen, ich musste alle Anspannung, alle Gefühle herauslassen. Was ich erlebt hatte, war ein harter Schlag,

doch ich musste stark sein. Ich berief zu Hause eine Krisensitzung ein und erteilte sofort Instruktionen. Aber letztlich war es immer noch meine Wohnung und nicht mein Arbeitsplatz. Ich hatte keinerlei Unterlagen oder Telefonnummern bei mir. Und außerdem hielt ich das Haus für nicht besonders sicher. Da ich zu dem Schluss kam, dass kein Weg daran vorbeiführte, ließ ich das Oberrabbinat ausnahmsweise einmal an einem Samstag, unserem heiligen Ruhetag öffnen. Auch der Oberrabbiner setzte sich in sein Auto und kam, ohne sich Gedanken um irgendwelche Sicherheitsvorkehrungen zu machen oder darum, dass eigentlich Sabbat war. Sein Sohn lag im Krankenhaus und war operiert worden. Durch die Detonation waren die Synagogenfenster zersprungen und die Splitter hatten sein Gesicht zerschnitten. Es war ein Wunder, dass er noch lebte. Dem lieben Gott sei es gedankt, seine Zeit auf Erden war noch nicht vorüber.

Mir war bewusst, dass die Wunden nach diesem Ereignis nur sehr schwer wieder verheilen würden. Ich konnte die Gemeinde niemals in einem solchen Zustand alleine lassen, sonst wäre es für die Mitglieder, als hätten sie ihren Vater verloren. Dennoch sollte ich dreißig Tage später aus meinem Amt scheiden. Da ich der Meinung war, dass die Gemeinde sich als allererstes wieder in Sicherheit fühlen sollte, beschloss ich, die Amtsübergabe zu verschieben und gab deshalb bekannt, dass ich vorerst noch im Amt bleiben und es zu einem späteren Zeitpunkt abgeben würde. Es herrschte eine verängstigte Grundstimmung, man hatte kein Vertrauen in die Zukunft mehr. Die Menschen lebten in ständiger Furcht. Nicht umsonst sagte man „Möge Gott den Staat schützen.“ Der Staat war immer für uns da. Wirklich immer! Die Regierung kümmerte sich überaus intensiv um uns. Nach den Anschlägen rief uns Ministerpräsident Recep Tayyip Erdoğan an, der sich damals gerade in Nordzypern befand, und fragte uns, nachdem er uns sein Bedauern und sein Beileid ausgesprochen hatte, ob er irgendetwas für uns tun könnte. Er sagte, dass man sich um alles kümmern würde, und wir uns keine Sorgen machen sollten. Gleich nach seiner Rückkehr kam er mit seinen Ministern ins Oberrabbinat und informierte sich in einem fast einstündigen Gespräch mit uns über das, was geschehen war. Auch der Staatsanwalt des Staatssicherheitsgerichtes Aykut Cengiz Engin sagte, dass die Bombenangriffe ganz nach Anschlägen mit terroristischem Hintergrund aussahen. Der Innenminister Abdülkadir Aksu kam nach Istanbul und machte sich zusammen mit dem Gouverneur Muammer Güler ein Bild von dem Ort des Geschehens. Nicht nur ich, sondern wir alle spürten, dass wir den Staat und die Regierung hinter uns hatten, sie uns unterstützten. Aksu besuchte später das Istanbuler Polizeipräsidium um mit dem Istanbuler Polizeichef Celalettin Cerrah die Lage zu bewerten.

Nach dem Attentat von 1986, das dreiundzwanzig Menschen das Leben gekostet hatte, und nach dem vereitelten Anschlag im Jahre 1992 waren wir zwar auch vom Staat und der Regierung unterstützt worden, jedoch nicht so intensiv wie es nun der Fall war. Damals war der Gouverneur die höchstrangigste Persönlichkeit gewesen, die uns besucht hatte. Dieses Mal jedoch riefen sowohl der Minister-

präsident, als auch der Oppositionsführer, der Außenminister, der Justizminister, der Kultusminister und der Industrie- und Handelsminister alle persönlich an und statteten uns einen Besuch ab. Ich verbrachte meine gesamte Zeit mit den Vorbereitungen für die Beerdigungen und damit, die Angehörigen zu trösten. Man konnte tatsächlich an einem einzigen Tag um zehn Jahre altern. Als ich mir abends das Gesicht wusch, erkannte ich mich im Spiegel nicht wieder. War das etwa mein Gesicht, in das ich da blickte?

Am Abend fuhr ich noch einmal ins Krankenhaus. Yosi, der Sohn des Oberrabbiners war inzwischen operiert worden. Sein Gesicht war nicht mehr wiederzuerkennen. Es gab keinen einzigen Flecken Haut, der keine Naht aufwies. Als ich meine Genesungswünsche überbrachte, merkte ich plötzlich, dass das Sicherheitspersonal vor der Tür plötzlich in Bewegung geriet, und öffnete die Tür. Vor mir stand ein hochgewachsener Mann: Ministerpräsident Recep Tayyip Erdoğan. Er gab sich nicht mit einem Anruf zufrieden, er hatte uns sehen wollen. Da ich älter war als er, könnte ich sagen, dass ich mich bei seinem Anblick so sehr freute, als hätte ich meinen eigenen Sohn gesehen. Wenn man sich seinen Arm oder seinen Flügel bricht, dann braucht man jemanden, der noch kräftiger ist als man selbst und einen wieder auf die Beine bringt. Und als ich ihn sah, dachte ich: „Gut, jetzt werde ich alles viel leichter bewältigen können.“ Ich sagte zu ihm: „Dieses Ereignis war nicht nur ein Anschlag auf die Jüdische Gemeinde, sondern auf die gesamte Republik Türkei, auf das türkische Volk und die türkische Flagge. Und die ganze Welt soll dies so erfahren.“ Und er entgegnete:

„Wir können die Menschen, die diesen Anschlägen zum Opfer gefallen sind nicht wieder zum Leben erwecken, aber wir sind bereit, alles zu tun, was nötig ist, um die Wunden schnellst möglich wieder verheilen zu lassen. Wir sind für Sie da und werden alles tun, was nötig ist. Machen Sie Sich keine Sorgen.“

Am folgenden Tag trafen wir die letzten Vorbereitungen für die Beisetzungen. Ich rief Muammer Güler an, den Gouverneur von Istanbul:

„Werter Herr Gouverneur, diese Menschen sind einem Terroranschlag zum Opfer gefallen. Ich weiß, dass es gesetzlich geregelt ist, ob ein Leichnam in eine türkische Flagge gehüllt bestattet werden darf, und man sich dafür eine Sondergenehmigung einholen muss. Deshalb möchte ich Sie bitten, lassen Sie uns diese Terroropfer auf ihrer letzten Reise in dieses ganz besondere Gewand kleiden und ihnen ein ehrenvolles Geleit geben – sofern das auf Ihre Zustimmung trifft, natürlich.“

Der Gouverneur versprach, sich umgehend darum zu kümmern, beendete unser Gespräch und rief bereits drei Minuten später zurück:

„Herr Pinto, wir sind bereit, alles Ihren Wünschen entsprechend zu gestalten, es wird da keinerlei Probleme geben.“

In der Tat kümmerte man sich für uns um alles. Ohne auf Schwierigkeiten irgendeiner Art zu stoßen, trugen wir unsere Toten zu Grabe. Das war eigentlich eine Selbstverständlichkeit, aber bis zu jenem Tag hatten noch nie ein Gouverneur

oder ein Polizeichef so große Anteilnahme wie Muammer Güler und Celalettin Cerrah gezeigt. Wir waren überaus beeindruckt. Ich hätte mir gewünscht, dass auch der Staatspräsident uns angerufen und sich erkundigt hätte, ob er etwas für uns tun könnte. Doch nichts dergleichen geschah, wohingegen die türkischen Juden im Rahmen jeder Trauungszeremonie dafür beten, dass Gott den aktuellen Staatspräsidenten der Gemeinde und dem Volk lange erhalten möge. Ich hätte mir gewünscht, dass dieser Glaube, dieses Vertrauen sich nicht als müßig erweisen würde. Wir hätten seine Unterstützung zumindest in moralischer Hinsicht benötigt. Ein Besuch, ein paar Worte wären in jenen Tagen für uns sehr wichtig gewesen, um der Welt unseren Stellenwert unter Beweis zu stellen. Was die 59. Regierung der Türkischen Republik anbetraf, so war es ihre eigene Sache, was für einen politischen Kurs sie fuhr. Für uns war wichtig, dass sie für die Bürger da war, wenn sie sie brauchten. Unsere Gemeinde ist der 59. Regierung zu großem Dank verpflichtet.

Yunus Dolar, ein enger Freund und Sicherheitsbeauftragter, den ich während der Regierungszeit Mesut Yılmaz' kennengelernt hatte, sagte an jenem Tag zu mir: „Es ist unsere Aufgabe, Euch zu schützen. Nach dem Anschlag bin ich vor Scham fast im Boden versunken.“ Aber was hätten die Sicherheitsleute noch tun sollen? Sie gaben ohnehin schon mit Leib und Seele ihr Bestes, um uns rund um die Uhr zu beschützen. Doch leider ist die Niederträchtigkeit einiger Menschen genauso unerschöpflich wie die Güte anderer. Yunus hatte eine Beobachtung gemacht: Immer wenn mir etwas gefiel, freute ich mich und sagte zu meinem Gegenüber: „Möge Gott Dein Leben segnen!“ Das kam mir in jenen Tagen in den Sinn. Ich ließ die schrecklichen Ereignisse noch einmal vor meinem geistigen Auge Revue passieren. Was war nur aus den Menschen geworden, denen ich einst gewünscht hatte, dass Gott ihnen ein segenreiches Leben schenken möge. Aus dem alten Hadschi, dessen Laden in die Luft gegangen war, dem Sicherheitspersonal vor der Neve Schalom-Synagoge, den unschuldigen Passanten und all den wunderbaren Menschen, die sich zu jenem Zeitpunkt in der Synagoge befunden hatten.

Ein paar Tage nach den Anschlägen fuhr ich zur Neve Schalom-Synagoge, um mir anzusehen, was von den umstehenden Gebäuden übrig geblieben war. Der Anblick, der sich mir bot, war erschütternd. Die wunderschöne Synagoge war nur noch ein einziger Trümmerhaufen. Eine Tür gab es ohnehin nicht mehr. Von dem Lampenladen gegenüber, der immer fröhlich vor sich hin geblinkt hatte, war nur noch pechschwarzes Mauerwerk übriggeblieben. Plötzlich fiel mein Blick auf einen alten Mann. Ich ging zu ihm. Er hatte Tränen in den Augen. Es schien, als würde ein einziger Schmerz sein ganzes Gesicht beherrschen.

„Was ist Dir widerfahren, alter Mann?“

„Ich habe meinen Sohn hier verloren. Es ist unbeschreiblich, was hier an jenem Tag passiert ist. Wir haben hier die Hölle durchlebt.“

Er betrieb ein Elektrofachgeschäft in der Straße. Und sein Sohn hatte sich zum Zeitpunkt der Explosion vor dem Geschäft befunden. Er war noch so jung

und hatte nicht geahnt, was geschehen würde. Der Verlust schmerzte den armen Mann unsagbar. Aber was hätte ich tun können, um ihn zu trösten? Sollte ich ihm „herzliches Beileid“ wünschen? Ich schwieg. Ein paar Monate später besuchte ich ihn an einem Freitag in seinem Laden und schenkte ihm einen Koran. Eine weitere tragische Geschichte im Zusammenhang mit den Anschlägen war die von Berta und Ahmet. Diese beiden jungen Menschen, die unterschiedlichen Religionen angehörten, liebten einander und hatten sich die Erlaubnis ihrer Familien eingeholt, um zu heiraten. Berta erwartete ein Kind. An jenem Tag hatten sie sich in der Neve Schalom-Synagoge eingefunden, um die *Bar Mitzwa* des Sohnes einer befreundeten Familie feiern. Alles, was sie wollten, war, geliebten Menschen eine Freude zu machen und diesen schönen und wichtigen Tag mit ihnen gemeinsam zu begehen. Doch der Tod raffte sie Beide gemeinsam hinweg. Beide kamen bei dem Anschlag ums Leben, und mit ihnen ihr ungeborenes Kind. Ahmets Beerdigung fand gegenüber in der Galip Pascha-Moschee statt, und Berta wurde auf dem Friedhof von Ulus beigesetzt. Für Berta wurde die Fatiha gebetet und für Ahmet ein Totengebet gesprochen. Sie waren Kinder zweier unterschiedlicher Religionen, deren Herzen jedoch im Einklang schlugen. Sie starben sozusagen diesem üblen Werke zum Trotz, dem Bestreben der Attentäter zum Trotz Seite an Seite.

Die Anschläge waren ein weiteres Attentat im Zuge eines antisemitischen Trends, der den Juden überall auf der Welt über Jahre das Leben zur Hölle machte und sie zu einem Feindbild stilisierte. Nach den Bombenattentaten hielten Außenminister Abdullah Gül und Justizminister Mehmet Çiçek überall auf der Welt, insbesondere in islamischen Ländern, Reden, in denen sie Antisemitismus aufs Schärfste verurteilten. Aber ich glaube nicht, dass diese Auftritte in der Türkei eine große Wirkung hatten, denn man dachte, dass es sich lediglich um eine Botschaft an die anderen Länder handelte, und schenkte ihnen nicht die nötige Beachtung. Meiner Meinung nach sollte man diese Statements mit lauter Stimme in der Türkei verkünden. Ich weiß, dass diese Attentate das gesamte türkische Volk zutiefst erschüttert haben, und alle sich gefragt haben, auf welche Weise sie uns helfen könnten. Alle waren an unserer Seite, waren für uns da. Wir haben stets gespürt, wie engagiert man uns den Rücken stärkte, aber mitunter gab es auch Menschen, die uns keine solche Anteilnahme entgegenbrachten oder die sich über den Tod von Menschen freuten, deren Namen sie nicht einmal kannten, über deren Kultur und Religion sie nichts wussten und keine Ahnung hatten, wann sie in dieses Land gekommen waren und was für ein Leben sie führten, und gar der Meinung waren, dass man mit den Attentaten eine gute Tat begangen hatte. Der Staatsspitze fiel also die Aufgabe zu, gegebenenfalls sofort Stellung zu beziehen, um dieses Gedankengut auszumerzen und diese jungen Menschen aufzuklären und zu unterstreichen, dass auch wir Kinder dieses Landes waren. Wir durften nicht zulassen, dass sich unsere Jugend solches Gedankengut aneignete, und mussten sicherstellen, dass sie mit den anderen Menschen in Eintracht und Brü-

derlichkeit zusammenlebte. Man musste das Volk unbedingt informieren, aufklären. Das war unser aller menschliche Pflicht. Meines Erachtens waren all diese Ereignisse das Ergebnis eines in eigenem Interesse erdachten Werkes der Europäer. Dies ist meiner Meinung nach die Antwort auf die Frage „Warum immer die Juden?“

Der Westen hat zunächst Israel Land geschenkt und dann den Arabern eingeschärft: „Aber nicht, dass Ihr denen Euer Land überlasst, lasst sie hier keine Wurzeln schlagen!“ So hat der ganze Nahost-Konflikt begonnen. Auch hinter dem Zerfall des Osmanischen Reiches steckt Europa. Genau, wie es überall sonst auf der Welt noch seine Finger im Spiel hat. Man verfolgt Erdölinteressen, Rüstungsinteressen. Und dieses Gedankengut wird auch schon blutjungen Menschen eingeimpft.

An dem Tag, an dem die Beisetzungen stattfinden sollten, herrschte große Hektik in der Gemeinde. Doch meine Berater behielten einen kühlen Kopf. In Augenblicken wie diesem sind sehr wichtige Entscheidungen zu treffen, wichtige Telefongespräche zu führen. Man musste die Angehörigen, die Familien der Verletzten Polizisten besuchen, und den Angehörigen der Toten sein Beileid bekunden, ihnen beistehen. Man durfte sie in den schwersten Stunden ihres Lebens nicht alleine lassen. Mit der Hilfe meines hervorragenden Teams bewältigte ich all diese schweren Aufgaben. Es dauerte einige Zeit, bis wieder alles seinen geregelten Gang ging.

Natürlich konnte man das, was geschehen war, unmöglich vergessen machen, aber dennoch musste man sich zumindest wieder um seine Arbeit kümmern und sein Bestes tun, damit die Wunden irgendwann zu verheilen begannen. Wir mussten die Schule nach den Anschlägen sofort wieder in Betrieb nehmen. Wenn wir sie einmal schlossen, würden wir sie nie wieder öffnen können. Wie der Weg zur Schule dieser Kinder an jenem Tag jedoch ausgesehen haben mag, wie sie ihren Unterricht wieder hatten aufnehmen können, war unvorstellbar. Die Schulleitung und die Lehrer hatten sich am Sonntag vollständig in der Schule versammelt und die Vorbereitungen für den Empfang der Schüler am folgenden Tag getroffen. Es herrschte allgemeine Krisenstimmung. Ich blieb noch bis zum Juni im Amt.

Bis die Gemeinde wieder einigermaßen im Alltag Fuß gefasst hatte, die Synagogen wieder in Stand gesetzt, die notwendigen Sicherheitsmaßnahmen getroffen und sämtliche Finanzierungsfragen geklärt waren, schrieben wir bereits den 17. Juni. Ich wollte unbedingt noch erleben, wie meine Patienten entlassen wurden. Ich musste dafür sorgen, dass die verängstigte Gemeinde, die nicht wusste, wie sie je wieder zum Gebet eine Synagoge betreten sollte, wieder zu ihrem alten Leben zurückkehrte, und sie wieder in die Gesellschaft eingliedern. Fünf Tage später wurden Bombenanschläge auf die HSBC-Bank und das Englische Generalkonsulat verübt. Achtundvierzig Menschen kamen dabei ums Leben. Es war alles andere als einfach, eine Gemeinde zu beschwichtigen, die ausgerechnet zu dem Zeitpunkt erneut mit einer Katastrophe konfrontiert wurde, als man dachte,

alles sei ausgestanden und vorbei. All dies bedeutete jedoch nicht, dass nicht noch weitere Attentate folgen würden. Alles war jederzeit möglich.

Ein in der Nähe der Synagoge von Şişli ansässiger Ladeninhaber war schwer verletzt worden. Um ihn und natürlich auch andere Verletzte zu besuchen, fuhr ich ins Florence Nightingale-Krankenhaus. „Aber nicht doch, Herr Pinto, Sie müssen hier gar nichts zahlen. Wir übernehmen sämtliche Kosten“, versicherten mir dort Prof. Dr. Cemşit Demiroğlu und der Vorsitzende der Krankenhaus-Stiftung, Prof. Dr. Azmi Hamzoğlu. Auch die Geste des Amerikanischen Krankenhauses werde ich meinen Lebtag nicht vergessen. Sie haben alle Verletzten großzügig aufgenommen und im Gegenzug nichts dafür verlangt. Ich bin der Familie Koç über alle Maßen dankbar. Der Chefarzt hat alles getan, was in seiner Macht stand. Auch das Deutsche Krankenhaus und Azmi Ofluoğlu sagten: „Wir möchten kein Geld oder sonst irgendetwas von Ihnen, Herr Pinto.“ So etwas erlebt man nur bei uns in der Türkei. Ganz gleich, in welchem Land dieser Welt man sich auch immer befinden mag, man wird im Falle eines solch schmerzlichen Ereignisses nirgends so viel Menschlichkeit begegnen.

Dennoch brauchten wir Geld: Für die Restaurationsarbeiten, um wieder aufstehen und weitergehen zu können. Wir mussten einträchtig und gemeinschaftlich unsere Wunden kurieren und nach vorne blicken. Wir traten an mitfühlende und freigiebige Menschen heran und baten sie um Spenden. Sogar ein Herr, von dem ich wusste, dass er mich überhaupt nicht mochte, vergaß seine persönliche Abneigung und beteiligte sich mit einer unvorstellbar hohen Summe an der Aktion. Als ich aus dem Amt schied, war er einer der Menschen, die mir am meisten nachtrauerten. Denn hier ging es nicht um persönliche Abneigungen oder Vorlieben, nicht um Ahmet, Mehmet oder Bensiyon. Wir arbeiteten alle für die Gemeinde. Auch die Republik Türkei erbrachte uns gegenüber eine große Geste und versprach uns, uns ein Grundstück zu schenken, auf dem dann ein Komplex zur Nutzung für Synagogen, Vereine, Jugendliche und ältere Leute errichtet werden sollte. Leider ist dieses Projekt jedoch immer noch nicht verwirklicht worden. Weshalb, weiß ich nicht. Aber ich wünsche mir von ganzem Herzen, dass dieses Versprechen eines Tages eingelöst werden wird. Manchmal sorgen Todesfälle dafür, dass gewisse Wahrheiten ans Licht kommen. Bei solchen großen Terroranschlägen weiß man sowohl wie man mit den Attentätern als auch mit den Überlebenden umgehen soll – doch was ist mit den Toten? Leider werden die Gehirne junger Menschen für sinnlose Zwecke manipuliert.

Nun zu meiner Familie. Es fiel mir sehr schwer, meinen Enkeln zu erzählen, was geschehen war. Obwohl meine großen Enkel bereits in einem Alter waren, in dem sie es begreifen konnten, waren ihnen die Hintergründe völlig unverständlich. Eigentlich unterschied mich in dieser Hinsicht nichts von meinen Enkeln. Wie konnte ich ihnen eine Frage beantworten, die ich mir selbst nicht zu beantworten vermochte? Meine anderen beiden Enkel waren erst viereinhalb Monate alt und bekamen somit von der ganzen Sache natürlich nichts mit. Ganz im Ge-

gensatz zu ihrer Mutter. Sie erlitt einen so großen Schock, dass sie die Sprache verlor und plötzlich auch keine Milch mehr hatte. Meine Schwiegertochter Nil sprach eine geschlagene Woche mit niemandem. Sie brachte einfach keinen Ton mehr hervor und konnte von jenem Tag an auch ihre Babys nicht mehr stillen. Wie viel von all dem, was wir durchmachten, war wohl Schicksal und wie viel geplant? Darüber habe ich mir stets Gedanken gemacht. Wenn man sein Leben ganz alleine bestimmen konnte, was war dann der Sinn all dieser Ereignisse? Ich habe stets in dem Bewusstsein gelebt, dass es so etwas wie Glück gibt. Egal was geschah, es kam immer irgendwann hervor und fand die Menschen. Ich habe stets an das Glück geglaubt, daran, dass es im Leben der Menschen seine Finger im Spiel hatte. Wenn ich jungen Leuten meine guten Wünsche überbrachte, sagte ich immer: „Mögen Euch Liebe, Gesundheit, Zufriedenheit und Glück ein Leben lang begleiten.“ Der Mensch braucht Liebe, Gesundheit und Glück. Meiner Meinung nach beeinflusst Glück unser Leben zu dreißig Prozent, hält einen aufrecht. Ich war einer derjenigen, die die Anschläge vom 15. November unverletzt überlebt hatten. War dabei Glück im Spiel gewesen? Oder hatte Gott mich geschützt? Wenn ich so darüber nachdenke, komme ich zu dem Schluss, dass dies kein Glück, sondern vollkommen Gottes Werk war. Gott hatte mich mit offenen Armen empfangen und beschützt. Alles liegt in Gottes Hand. Auch das Phänomen, das wir Glück nennen. Selbst wenn wir es als Glück bezeichnen, ist es doch Gott, der uns die Hand reicht. Manchmal denke ich, welch große Macht doch hinter dieser Ordnung steckt. Er ist es auch, der unser Glück erwirkt, der dies als angemessen für uns erachtet, der uns gestattet, es Glück zu nennen. Der Mensch tut Gutes, solange er lebt, ohne dafür eine Gegenleistung zu erwarten. Doch es ist schwer zu sagen, ob Gott diese guten Taten auch als solche schätzen wird. Die Natur vermag das nicht zu leisten, vermag kein Gleichgewicht herzustellen, nicht den richtigen Zeitpunkt zu finden. Nur weil der Mensch es für angemessen hält, kann er es nicht als Glück bezeichnen. Ein Mann trat vor Gott hin und sagte: „Ich habe da einen guten Freund, der Dir auch sehr verbunden ist, bitte lass ihn doch ein wenig Geld in der Lotterie gewinnen, damit er es im Leben leichter hat.“ Und Gott sprach: „Dann soll er sich erst einmal einen Lottoschein kaufen.“ Die Lottoscheine, die wir uns kaufen, indem wir von unserem Verstand und unserer Intelligenz Gebrauch machen, sind die Wege, die wir uns selbst weisen. Doch derjenige, der dies plant und ins Werk setzt, ist Gott, der uns auf unserem Lebensweg die Richtung weist. Ich glaube, dass alle Zufälle von Gott geplant sind und all dies Auswirkungen sind, die darauf warten, dass ihre Zeit gekommen ist. Wir können es als Glück bezeichnen, dass ich an jenem Tag überlebt habe oder die Andacht ein wenig länger dauerte als sonst, doch man sollte sich der Tatsache bewusst sein, dass mir eine gewisse Lebensdauer vorbestimmt ist, und die Dauer der Andacht an jenem Tag kein Zufall war. Auch die Zeit auf Erden der anderen Überlebenden war noch nicht um, ihre Frist noch nicht verstrichen. Nun könnte man behaupten: „Wenn die Anschläge nicht verübt worden wären, dann wären

aber nicht so viele Menschen ums Leben gekommen.“ Doch meiner Meinung nach lässt sich sowieso nichts mehr tun, wenn unsere Zeit auf Erden abgelaufen ist. Wenn man dies doch nur Gottes Ermessen und zeitlicher Planung überlassen und nicht Schicksalsmacht gespielt hätte. Vor dem Tod gibt es kein Entkommen, doch die Todesursache sollte Gott bestimmen. Da wir nur zu ihm allein heimkehren können, hat dies auch nichts mit Glück oder Zufall zu tun. Doch der Mensch kann nicht anders als zu glauben, dass er Anrecht auf einen anständigen Tod hat. Es ist überaus schmerzlich, wenn Menschen, die gerne ein schönes Ereignis mit einem Freund teilen möchten, bei einer Freitagsandacht Gott um Gutes bitten wollen, sich zum Gebet zusammengefunden haben, um Gott zu folgen oder einfach nur ahnungslos vorübergehen, einem Bombenanschlag zum Opfer fallen und sterben. Nicht umsonst pflegten die Alten zu sagen: „Möge Gott Dir einen schönen Tod schenken.“ Plötzlich passiert ein Unfall oder wird ein Mord verübt, und wir sagen uns dann, derjenige, dessen Zeit um ist, muss gehen; doch wäre dieser Unfall nicht geschehen, wäre der Betroffene auf eine segensreichere Weise zu Gott heimgekehrt. Die Menschen besitzen nicht die Macht, ungeschriebene Schicksale zu schreiben oder geschriebene Schicksale zu manipulieren. Sie sollten nur in der Lage sein, in ihrem Leben richtige Entscheidungen zu treffen und diese umzusetzen und müssen wissen, dass man dem Leben mit einem gewissen Fatalismus begegnen sollte. Es ist ein Geschenk, dass der Mensch einen Freundeskreis, eine Familie hat. Ein Geschenk Gottes. Aus diesem Grund ist es sehr wichtig, an das Schicksal zu glauben.

Ich ging zur Gedenkfeier für Nebile und İhsan Vardal, hatte aber nur wenig Zeit. Der Hodscha rezitierte aus dem Koran. Es überkam mich ein unglaublicher Friede und ich hörte ihm bis zum Ende zu. Da ich jemand bin, der die Menschen liebt und allen Religionen Respekt entgegenbringt, habe ich stets versucht, allen meinen Freunden so nah wie möglich zu sein. Auch ich habe mich zum Totengebete eingereiht und habe meine Hände zum Gebet geöffnet, während die Fatiha gesprochen wurde. All dies machte natürlich keinen Moslem aus mir, aber da ich wusste, dass die Wege, die zu Gott führten, sich nicht von einander unterschieden, machte mich stets alles, was ich erlebte, tat und sagte, glücklich. Diese Eigenschaft mochte ich sehr an mir. Auf diese Weise gelang es mir, mich selbst glücklich zu machen. Ich glaubte noch stärker an das, was ich tat und sagte. Ich konnte die Menschen noch herzlicher in die Arme schließen. Niemand weiß, wo man wirklichen inneren Frieden finden kann. Das hängt mit unserem Seelenleben zusammen und geht nur uns allein etwas an. Es gibt nur eine einzige Macht, die dies ermesen kann. An jenem Tag beobachtete ich voller Bewunderung, wie der Hodscha seinen Glauben lebte. Es war kein Zufall, dass ich zu jener Feier gegangen war. Es war mein eigener Wunsch gewesen, dort hinzugehen. Es war niemand anders als Gott selbst, der dafür sorgte, dass mir all dies auffiel.

Ich habe in meinem Leben viele Dinge erfolgreich auf die Beine gestellt, und dies war kein Ergebnis des Zufalls. Auch Arbeit ist kein Ergebnis des Zufalls.

Und es war kein Zufall, wenn man Bedürftige suchte und fand, ihnen half, Menschen, die einander nicht kannten, aus beruflichen Gründen zusammenführte, einem Arbeitslosen Arbeit vermittelte oder Schülern die Möglichkeit gab, zu lernen. Ich habe mich dafür sehr engagiert, mich sehr bemüht, es sehr gewollt. Und Gott hat mir dabei geholfen, mir stets den Weg bereitet. Dafür bin ich ihm sehr dankbar. Gott gibt uns gewisse grobe Umrisse für unser Leben vor, doch wie wir diese ausfüllen, bleibt letztendlich uns überlassen. Er schafft gewisse Zufälle für uns und prüft dann, ob wir diesbezüglich in der Lage sind, unseren Verstand zu gebrauchen und sie uns zunutze zu machen. Egal, womit uns die Eigendynamik des Lebens konfrontieren mag, wir dürfen es nicht einfach ohne darüber nachzudenken als Zufall oder Glückssache bezeichnen. Wenn wir einmal ein wenig darüber nachdenken, werden wir merken, wie wichtig es ist, dass wir diese Chance nutzen. Junge Leute sollten stets wachsam sein. Wie ein großer Denker einst sagte, klopfen einige Chancen nur zaghaft an die Tür. Um dieses Klopfen zu hören, muss man stets aufmerksam und wachsam sein, es könnten sich einem unerwartete Möglichkeiten eröffnen. Wachsam zu sein, ist eine persönliche Entscheidung. Das hat nichts mit Glück oder Zufall zu tun.

Ich wünsche mir nur eines von Gott, und zwar, dass die jungen Menschen auf dieser Welt ihren Verstand gebrauchen, etwas aus ihrem Leben machen und sich bemühen, für die Welt, für die Menschheit gute, schöne und anständige Dinge zu schaffen, als gute Menschen den Weg zu Gott finden und, anstelle zu versuchen an seiner Statt Entscheidungen zu treffen, nach Gottes Plänen leben. Auf diese Weise würde die Geschichte nie wieder befleckt, würden nie wieder Kinder weinen und ungeborene Babys sterben, nie wieder Eltern ein Leben unter Tränen führen müssen und die Welt ein lebenswerterer Ort sein.

Der İski¹-Skandal

Ich habe mich stets darum bemüht, mein Heimatland zu unterstützen und nie in irgendeiner Hinsicht gegen andere Stellung bezogen, und stets versucht, Dinge zu tun, die dem Staat und dem Volke von Nutzen sein würden. Die Arbeit und die Arbeitsweise gewisser Menschen mag einem gefallen und man mag diesen Menschen persönlich helfen, das ist etwas, was jeder zu leisten in der Lage ist, aber um etwas für sein Land, das Volk, den Staat und zu Ehren seiner Flagge zu tun, muss man sehr hart arbeiten und ich habe mein Bestes gegeben, um dies zu tun. Und zwar habe ich dies nicht als eine Hilfe, sondern als meine Pflicht betrachtet. Immer wenn türkische Staatsleute eine Dienstreise ins Ausland unternahmen, habe ich es als meine Pflicht angesehen, ihnen zu helfen. Wenn sie etwas Grundlegendes für die Zukunft der Türkei tun wollten, so habe ich mich

¹ Istanbuler Wasser- und Abwasserverwaltung (*İstanbul Su ve Kanalizasyon İdaresi* (İSKİ)).

darum bemüht, dabei zu helfen, den Weg dafür zu bereiten. Ich versuchte in Erfahrung zu bringen, in welcher Angelegenheit sie die Reise unternahmen und überlegte, zu wem ich für sie Kontakte herstellen konnte, und habe sie somit im wahrsten Sinne des Wortes nach Kräften unterstützt.

Die Jahresfeier der *500. Yıl Vakfi** hatte gerade stattgefunden und die Kommunalwahlen standen kurz bevor, als ich eines Tages in der Zeitung las, dass ein gewisser Ergun Göknel Leiter der İSKİ geworden war. Er war der Freund des Besitzers der Firma, in der ich Teilhaber war, und ein guter Chemiker. Ich war mehrmals Zeuge ihrer Unterhaltungen geworden und hatte so erfahren, dass er bereits Leiter mehrerer Firmen gewesen war. Ich hatte auch gehört, dass er mit noch einem weiteren Kollegen zusammengearbeitet hatte, aber ich kannte ihn nicht persönlich. Und nun schlug mein Geschäftspartner Erol Baruh vor: „Schicken wir ihm doch ein paar Blumen und eine Glückwunschkarte, die Du dann auch unterzeichnest.“ Gesagt, getan. Kurz darauf klingelte mein Telefon, Ergun Göknel war am Apparat:

„Haben Sie vielen Dank für die Blumen, das war sehr freundlich von Ihnen.“

„Ich kenne Sie zwar nicht persönlich, Ergun Bey, aber ich weiß, dass Sie ein Freund von Erol sind. Wir wollten Ihnen alles Gute und viel Erfolg für Ihre neue Aufgabe wünschen. Möge Gott Ihnen jederzeit beistehen.“

„Aber ich kenne Sie, Efendim. Falls Sie irgendwann einmal Probleme haben sollten – ich bin jederzeit für Sie da.“

Als wir während meiner Amtszeit als Gemeindevorsitzender unsere Schule von Beyoğlu nach Ulus verlegen wollten, gab es zwischen uns und der Istanbul Stadtverwaltung, der damals Nurettin Sözen vorstand, gewisse Probleme. Die Bürgermeisterin von Beşiktaş war damals Ayfer Atay. Wenn mit ihr alles glatt lief, stellte sich die andere Seite quer, weshalb sich die ganze Angelegenheit furchtbar in die Länge zog. Da rief ich Ergun Göknel an und erzählte ihm alles.

Und er rief Sözen an und vereinbarte einen Termin mit ihm. Wir trafen uns in Sözens Büro. Sözen war sehr entgegenkommend, ließ sich unser Anliegen schildern und löste unser Problem. Ergun Bey und ich begegneten uns nun immer öfter bei offiziellen Einladungen. Ich wurde als Vertreter unserer Glaubensgemeinde eingeladen und er als Leiter einer der wichtigsten Behörden Istanbul. Wir pflegten uns zu begrüßen und uns nach dem Befinden des anderen zu erkundigen. Eines Tages schickte er mir ein Fax. Er plante, in die Vereinigten Staaten zu reisen und bat mich um Hilfe, weil er unsere dortigen Freunde kennenlernen wollte. „Aber selbstverständlich“, sagte ich. „Schicken Sie mir einfach ein Fax und informieren Sie mich darüber, wann, wie und mit wem Sie reisen werden und ich werde mich bemühen und alles tun, was mir möglich ist.“ Er schrieb mir

* *500. Yıl Vakfi*: „500. Jahr-Stiftung“. Eine Stiftung, die 1992 anlässlich des 500. Jahrestages der Vertreibung der Juden aus Spanien und ihrer Aufnahme durch Sultan Beyazıt II. und ihre anschließende Ansiedlung in türkisch-osmanischen Gebieten gegründet wurde und das Ziel verfolgt, stets an dieses geschichtsträchtige Ereignis zu erinnern.

sein Reisedatum, den Namen seines Reisebüros und die Namen der anderen Ausschussmitglieder, und wir übermittelten diese Informationen in die USA und vereinbarten zwei Termine für sie.

Später erfuhr ich, dass Ergun Bey nur einen der Termine wahrgenommen hatte. Nach seiner Rückkehr rief er mich an, bedankte sich und sagte, dass er sehr wertvolle Kontakte hatte knüpfen können. Zu jener Zeit begannen Gerüchte zu kursieren, dass er sich von seiner Frau trennen würde.

Als ich mich gerade auf eine Israelreise mit Außenminister Hikmet Çetin vorbereitete, stach mir eine Überschrift auf Seite 2 der Hürriyet-Zeitung ins Auge: „Wer ist der Jude, der Ergun Göknel 800.000 Dollar geschenkt hat?“ Ich fragte mich, ob es sich wohl um ein Mitglied meiner Gemeinde handeln mochte und wunderte mich darüber, wie man jemandem einfach so 800.000 Dollar schenken konnte. Während ich mich mit Hikmet Çetin in Israel befand, gab es zwischen Israel und Syrien einen Konflikt. Da das Anliegen auch die Türkei betraf, musste sie Stellung beziehen. Hikmet Çetin und seine Begleiter beschlossen, in die Türkei zurückzukehren. Der Besuch wurde auf die nähere Zukunft verschoben. Da die vorgesehenen Treffen nicht stattfanden, kehrten wir nach Istanbul zurück, wo gerade die Nachricht von Ergun Göknel's Scheidung durch die Presse ging. Sämtliche Zeitungen schrieben darüber. Als ein paar Tage später plötzlich mein eigener Namen in Verbindung mit dieser Angelegenheit auftauchte, glaubte ich, meinen Augen nicht zu trauen. Mein Name und darunter Yıldırım Çavlı's Unterschrift. Nach Aussage von Ergun Göknel's Frau sollte ich derjenige gewesen sein, der Göknel 800.000 Dollar geschenkt hatte. Die Frau sollte sogar behauptet haben, „Er regelt unsere Devisengeschäfte.“ Ich suchte sofort Yıldırım Çavlı auf.

„Werter Herr Çavlı, ich bin der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde. Was Sie da schreiben, stimmt überhaupt nicht. Weshalb sollte ich diesem Mann 800.000 Dollar schenken? Ich bin weder ein Geldverleiher, noch eine Wechselstube. Weshalb sollte dieser Mann mich brauchen?“

„Kennen Sie jemanden, der so und so heißt?“

„Nein, kenne ich nicht.“

„Na schön, und hat Ergun Göknel sich in Amerika mit Mitgliedern der jüdischen Lobby getroffen?“

„Ja, das hat er. Und er hat auch gesagt, dass dieses Treffen sehr zufriedenstellend für ihn verlaufen ist, und die betreffenden Personen ihn sogar bei ihrem nächsten Türkei-besuch noch einmal wiedersehen wollen.“

Ergun Bey war Doktor der Chemie und sprach ausgezeichnet Englisch und Deutsch. Sie waren sehr angetan von ihm und seinem beruflichen Erfolg gewesen und wollten ihn wiedersehen.

„Aber Ergun Bey und ich sind privat überhaupt nicht befreundet. Er hat auf unseren Wunsch hin nur einmal für unsere Gemeinde einen Termin mit Herrn Sözen vereinbart, das ist alles. Als er heiratete, hat er uns sowohl zur Trauung als auch zur Hochzeitsfeier eingeladen, aber da uns keine wirkliche Freundschaft mit

ihm verband, haben wir damals entschieden, dass wir als Gemeindevorsitzender an der Trauung, aber nicht an der Feier teilnehmen würden. Und da wir es nicht für angemessen hielten, ein Geschenk zu kaufen, haben wir sozusagen als Dankeschön für die freundliche Einladung Geld an die Türkische Bildungsstiftung gespendet. Das ist alles.“

Eines Samstags, als ich gerade meine Schwiegermutter im Krankenhaus besuchte, stand plötzlich einer meiner Angestellten vor der Tür. Ich war über alle Maßen überrascht, ihn mit einem Mal vor mir zu sehen. Was hatte er an einem Samstag im Krankenhaus zu suchen?

„Ist etwa den Kindern etwas zugestoßen?“

„Aber nein, Efendim. Diese Herren hier würden Sie gerne sprechen.“

Neben ihm standen zwei weitere Personen.

„Bitte sehr.“

„Wir sind von der Finanzpolizei und müssen Sie bitten, mitzukommen.“

Ich versuchte zu verstehen, was los war, konnte mir aber auf das Ganze keinen Reim machen. Verwundert ließ ich mein Portemonnaie mitsamt Geld auf dem Stuhl zurück und folgte ihnen. Meine Schwiegermutter ermahnte meine Frau später: „Passt gut auf den Jungen auf. Er hat uns sogar Geld dagelassen, damit wir nicht in Schwierigkeiten geraten und das Krankenhaus auch bezahlen können. Also wird er so bald nicht wiederkommen. Lasst ihn nicht im Stich. Mal sehen, was das alles zu bedeuten hat.“ Damit versetzte sie alle in höchstes Erstaunen, denn eigentlich lag sie im Halbkoma. Was für eine Angst sie wohl ausgestanden haben musste, die arme Frau. Wir fuhren zu meinem Büro. Und was musste ich da sehen? Alles war durchwühlt worden, unsere Computer und Aktenordner waren im ganzen Raum verstreut. Nichts befand sich mehr dort, wo es hingehörte.

„Was bitte suchen Sie denn, meine Herren? Wenn Sie mir sagen, wonach Sie suchen, kann ich Ihnen weiterhelfen.“

„Du sollst Ergun Göknel Geld geschenkt haben.“

„Ich habe niemandem Geld geschenkt, mein Herr. Und wenn Sie noch so lange suchen, Sie werden nichts finden, denn Sie suchen nach einem Dokument, das überhaupt nicht existiert.“

Sie stellten mein ganzes Büro komplett auf den Kopf und nahmen mich schließlich mit aufs Präsidium. Das war das Ende meiner Teilhaberschaft in der Firma. Jener Tag war einer der schwersten meines Lebens. Wenn man seine Eltern verliert, kann man sich sagen „Gott hat es so gewollt“, und sich irgendwie damit abfinden. Doch wenn man einmal dermaßen erniedrigt wurde, vergisst man diesen bitteren Schmerz nie wieder, denn dafür gibt es keine Rechtfertigung. Sie schnappten sich einfach einen Mann, der stets alles getan hatte, was in seiner Macht stand, um seinem Staat, dessen Volk, seinem Heimatland eine Stütze zu sein, und brachten ihn in ein eiskaltes Treppenhaus. Dort wartete bereits der stellvertretende Polizeipräsident auf mich, ein hochgewachsener Mann mit schmalem Schnauzbart,

mit einer Waffe im Halfter. Ich bat den Polizisten neben mir leise um ein Glas Wasser. Der stellvertretende Polizeipräsident hatte gehört, was ich gesagt hatte, doch anscheinend betrachtete er mich nicht als würdigen Gesprächspartner.

„Dann lasst ihn auf der Toilette Wasser trinken.“

Ich ging auf die Toilette, stillte meinen Durst am Wasserhahn und kehrte wieder in den Raum zurück. Niemand bot mir einen Stuhl an, ich musste im Stehen warten. Plötzlich kam der Direktor der Finanzpolizei herein.

„Los, bringt ihn rein, worauf wartet Ihr denn?“

Dann wandte er sich an mich:

„So Freundchen, dann pack mal aus. Wie viel Dollar hast Du im Ausland gebunkert?“

„Ach, so ein paar Milliönchen, sind's bestimmt“, antwortete ich lachend. Er hob die Faust und schrie:

„Mach Dich gefälligst nicht über mich lustig!“

„Hören Sie, Herr Direktor, wenn Sie Sich nicht wieder beruhigen und ernsthaft von Ihrer Faust Gebrauch machen, wird Sie das teuer zu stehen kommen. Versuchen Sie nicht, die Dinge mit Gewalt zu lösen. Wenn Sie glauben, dass ich irgendetwas verbrochen habe, dann liefern Sie Beweise. Dann können Sie machen, was Sie wollen.“

„Wieso hast Du Ergun Göknel Geld geschenkt?“

„Ich habe ihm kein Geld geschenkt. Woher hätte ich das denn nehmen sollen? Und warum sollte ich dem Leiter der Wasserwerke Geld schenken?“

„Schafft mir sofort diesen Mann hier raus“, schrie er. Dann wandte er sich noch einmal an mich:

„Ich werde dafür sorgen, dass Du hier verschimmelst.“

„Aber natürlich. Machen Sie, was Sie wollen. Ich kann Ihnen das heute nicht erklären. Aber ich werde es auf jeden Fall nachholen! Es wird sich sowieso herausstellen, dass ich unschuldig bin!“

Als mein Anwalt, Rifat Saban, im Untersuchungsgefängnis eintraf, saß ich in einer Ecke und wartete. Er sprach mit dem Direktor der Finanzpolizei. „Ich bin der Anwalt dieses Herren, ich büрге für ihn“, sagte er. Man verlangte von ihm einen entsprechenden Nachweis. Er hatte eine Vollmacht bei sich, die ich ihm einst erteilt hatte, und die sich nun als nützlich erwies. Abends um acht war ich wieder ein freier Mann. Ich ging nach Hause, flüchtete aber bald darauf wieder nach draußen, da die Medien pausenlos anriefen, und das Telefon ständig klingelte. Wie in einem Krimi. Ich beschloss, bei einem Freund zu übernachten. Als irgendwann in der Nacht plötzlich die Polizei mit heulenden Sirenen unten vorfuhr, dachte ich: „Die sind bestimmt gekommen, um mich abzuholen.“ Doch sie wollten zu Kenan Evrens Tochter im Nachbarhaus. Ich war völlig fertig mit den Nerven! Einerseits wegen der erniedrigenden Behandlung, die ich erfahren hatte, andererseits weil es mich belastete, nicht erklären zu können, was geschehen war.

Am Montag ging ich noch einmal ins Präsidium und wieder begann die gleiche Leier.

„Los, schreib hier ihn: „Ich habe 800.000 Dollar an diesen Mann gezahlt.“ Na, wird's bald?“

„Warum soll ich schreiben, dass ich ihm Geld gegeben habe, wenn es doch überhaupt nicht stimmt? Das mache ich nicht. Ich habe nie jemandem so viel Geld geschenkt. Und würde es auch nie tun. Selbst wenn es jemand wäre, der mir sehr nahesteht. Das ist ja eine gigantische Summe!“

„Es heißt aber, dass man sie ihm gezahlt hat.“

„Das mag ja sein. Ich bin der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde und gebe regelmäßig eine Vermögenserklärung ab. Wie viel Geld ich auf welcher Bank habe, wissen Sie am allerbesten. Ihr wisst, wo ich wohne, Ihr wisst, wo ich arbeite. Ihr wart ja schon vor mir da und habt alles durchwühlt. Und Ihr habt nichts gefunden, was wollt Ihr denn noch?“

Sie bestellten mich in gewissen Abständen immer wieder aufs Präsidium und verhörten mich. Alle Welt schaute auf mich. Ich fürchtete, dass mein Ruf Schaden nehmen könnte. Jener Sommer war der reinste Alptraum für mich. Als ich wieder einmal für einen Tag auf die Insel fuhr, saß ich zufällig hinter einem Mann, der vor Jahren einmal geschäftlich mit Ergun Göknel zu tun gehabt hatte. Wir schauten uns auf der Schnellfähre die Nachrichten im Fernsehen an. Es wurde berichtet, dass mein Sitznachbar ins Ausland geflüchtet sei. Man versuchte also auch ihn in die Sache mit hineinzuziehen. Wir sahen einander an und begannen dann laut zu lachen. Jetzt behauptete man sogar noch von einem Mann, der nicht das Geringste mit der ganzen Angelegenheit zu tun und nur vor langer Zeit einmal geschäftlich mit Göknel in Verbindung gestanden hatte, dass er sich ins Ausland abgeseilt habe, obwohl er gerade auf die Insel in sein Ferienhaus fuhr. „Aber ich bin doch hier, was soll denn das heißen?“, wollte der arme Mann wissen. Die Gerüchte nahmen kein Ende.

„Bensiyon Pinto fungierte als Geldschleuser!“

Und dabei war Bensiyon Pinto nur der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde der Türkei. Man versuchte, ihn zu diffamieren. Ich kam vor Gericht. Doch der Richter wies die Klage ab. „Damit ist die Angelegenheit erledigt, Sie brauchen nicht mehr herzukommen“, hieß es. Unter all den Leuten, die mit meinem Fall zu tun hatten, gab es nur einen einzigen, der sich wie ein Gentleman verhielt: Uğur Dündar. Als die Wahrheit ans Licht kam, und klar war, dass ich nie irgendwelche Spenden an Göknel getätigt hatte, wandte er sich in einem Interview an alle Zuschauer und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihr Verständnis und möchte mich bei Bensiyon Pinto in aller Form entschuldigen. Er ist in dieser Angelegenheit vollkommen unschuldig.“ Und einige Zeit später traf ich den Direktor der Finanzpolizei auf der Straße. Er sah mir in die Augen und sagte: „Bitte haben Sie Nachsehen mit uns, Bensiyon Bey, uns ist da ein großer Fehler unterlaufen. Ich bitte Sie um Entschuldigung.“

Die Affäre hatte für alle einen überraschenden Ausgang gehabt, nicht nur für mich. Da ich die Wahrheit jedoch von Anfang an gekannt hatte, war die ganze Angelegenheit nur zermürend für mich gewesen und hatte mich um zehn Jahre altern lassen. So etwas durchzumachen ist alles andere als leicht. Die Menschen ziehen es vor, dem Glauben zu schenken, was sie gehört oder gelesen haben, und was man sich so erzählt. Ich hatte einen großen Freundes- und Bekanntenkreis, eine Familie und Kinder und repräsentierte eine Gemeinde. Und auch unter diesen Menschen gab es etliche, die es vorzogen, nicht mir zu glauben, sondern dem, was sie irgendwo gehört hatten. Ich war mehr als nur ein Vor- und ein Nachname. Man hatte mich in eine schmutzige Angelegenheit hineingezogen, die mich eigentlich überhaupt nicht betraf, und nun hatte ich meine liebe Mühe, mich wieder reinzuwaschen. Immerhin hatte mir die ganze Affäre gezeigt, wer meine wahren Freunde und wer meine Feinde waren. „Aber wo kein Feuer ist, ist eigentlich auch kein Rauch – so ein Verdacht kommt ja nicht von ungefähr“, stichelten einige und begannen, mich zu schneiden. So habe ich auf menschlicher Ebene sehr bitter für die ganze Angelegenheit bezahlen müssen. Es dauerte lange, bis meine Familie und ich diesen Schock überwunden hatten. Jahrelang schlugen wir die Zeitung mit einem beklommenen Gefühl auf. Meine Frau sitzt sogar heute noch eine gewisse Angst im Nacken. Immer, wenn ich wieder jemandem helfen möchte, sagt sie: „Sei um Himmelswillen vorsichtig. Du weißt ja, was wir alles erlebt haben!“ Wann immer jedoch ich vom Staat um Hilfe gebeten werde, tue ich mein Bestes, um in der jeweiligen Angelegenheit behilflich zu sein und die Dinge zu erleichtern. Daran hat weder das, was ich erlebt habe, noch die Tatsache, dass gewisse Leute schlecht über mich gedacht haben, etwas ändern können. Nur wegen ein paar Leuten lasse ich mich nicht von meiner Liebe zu meinem Vaterland und meinem Volk abbringen. Die Türkei ist meine Heimat, und ich werde mich bis zu meinem letzten Atemzug für sie einsetzen. Hauptsache, ich kann ihr von Nutzen sein.

Ich habe mir stets gesagt:

„Bensiyon, mein Junge, da Du schon einmal auf dem Stuhl eines Gemeindevorsitzenden sitzt, da Dich sämtliche Vorsitzende der jüdischen Gemeinden dieser Welt, die gesamte jüdische Lobby kennen, und Du in einem so jungen, dynamischen Land mit unbegrenzten Zukunftsperspektiven lebst und arbeitest, wirst Du, wenn nötig, auch dem Staat helfen. Musst ihm helfen.“

Leider haben die Medien mich damals völlig fertig gemacht. Nur die Regierung stand hinter mir. Dem Istanbulener Gouverneur und der Finanzpolizei tat die ganze Sache sehr leid. Die Finanzpolizei war entsprechend der kursierenden Gerüchte natürlich nur ihrer Pflicht nachgegangen, aber für mich war ausschlaggebend, auf welche Art und Weise sie dies getan hatten. Sie hätten mich wegen eines reinen Verdachtes, einer Anschuldigung, für die es keinerlei Beweise gab, nicht wie einen Schuldigen und Bürger zweiter Klasse behandeln dürfen. Immerhin war ich jemand, der unter Umständen auch nach Israel flog, um dort un-

seren Staat zu repräsentieren. Und dann gestand mir die Polizei desselben Staates wegen eines Verdachts noch nicht mal ein Glas Wasser zu. Wie konnte denn so etwas möglich sein? Diese Frage stellte ich zu gegebener Zeit auch Ministerpräsident Mesut Yılmaz und dem damaligen Innenminister. So mussten diejenigen, die mich als Geldschleuser bezeichnet hatten, nun sehen, wie sie dies mit ihrem Gewissen vereinbarten. Man hatte meine Ehre dermaßen in den Dreck gezogen, dass ich sogar darüber nachdachte, meinem Leben ein Ende zu setzen. Das Leben schien mir nicht mehr lebenswert. Ich fürchtete, meine Unschuld nicht beweisen zu können und ein Leben lang mit einer befleckten Ehre leben zu müssen. Doch mein Glaube bewahrte mich davor, einen solchen Fehler zu begehen.

Der Orden Alfons X. des Weisen

Das Leben hält manchmal neben all den überraschenden, zermürbenden und aufwühlenden Ereignissen auch mit Ausrufezeichen versehene Ehrungen, Freuden und glückliche Stunden für uns bereit. Und das ist auch gut so. Sonst wäre das Leben unerträglich. Da ich Spanisch beherrsche, hatte ich stets sehr gute Verbindungen sowohl zum spanischen Botschafter als auch zum spanischen Generalkonsul. Und weil unsere Wurzeln in Spanien lagen, und unsere Kulturen noch stets Gemeinsamkeiten aufwiesen, hatten wir nie Schwierigkeiten, ging uns nie der Gesprächsstoff aus. Da auch die Spanier ein Mittelmeervolk sind, sind sie sehr warmherzig und fröhlich. Ich habe ihre Freundschaft stets sehr geschätzt.

Während eines Türkeibesuchs mehrerer spanischer Minister kam ich mit einem von ihnen ins Gespräch. Und nachdem wir uns schon eine Weile unterhalten hatten, erläuterte ich ihm, wie Spanien die Türkei betrachten sollte, wie die Türkei sich entwickelte, wie warmherzig die Menschen waren und wie sehr unsere beiden Völker einander ähnelten. „Als Mittelmeranrainer schauen wir auf dasselbe Gewässer“, sagte ich. Bei solchen Gesprächen wurde ich immer noch stolzer darauf, ein Türke zu sein. „Als Ihr uns aus Eurem Land vertrieben habt, hat uns das Osmanische Reich mit offenen Armen empfangen. Und jetzt sind wir Türkei-Türken und viel glücklicher. Wir lieben unser Land sehr. Fragt sich also, wer letztendlich den Nutzen und wer den Schaden davongetragen hat. Wenn ich von Euch irgendein Recht einfordern würde, täte ich damit der Türkei, die uns vor Jahrhunderten herzlich empfangen und uns eine neue Heimat gegeben hat, und vor allem mir selbst Unrecht. Deshalb gibt es von Seiten der türkischen Juden keinerlei Forderungen mehr an Spanien“, sagte ich. „Und das ist auch richtig so. Spanien hat damals das Schicksal aller Juden verändert. Wenn es heute den Begriff „türkischer Jude“ gibt, dann wegen jener Vertreibung. Unsere Vorfahren haben damals viele schmerzliche Dinge erlebt. Spanien war ihre Heimat. Unsere Heimat jedoch ist hier. So steht es in unserer Geschichte geschrieben. Die Tatsache, dass die Juden damals auf Schiffe gesetzt und fortgeschickt wurden, hat dazu geführt, dass sie jahrhundertlang friedlich und glücklich in diesem Land gelebt

haben. Ihre Traditionen und Bräuche haben sich mit denen der Mehrheitsgesellschaft vermischt, wie die in einander verwobenen Fasern eines Teppichs, wie ein Lied, das man gemeinsam singt. Und wir genießen es, Feste, den Ramadan, Hochzeiten oder Beerdigungen gemeinsam zu erleben und sind dermaßen eins mit einander geworden, dass es für mich undenkbar wäre, eine andere Staatsangehörigkeit anzunehmen. Und die in Israel lebenden hundertzwanzigtausend Türken fühlen das Gleiche. Alle sind stolz darauf, Türken zu sein. Sie sprechen seit drei Generationen Türkisch”, fügte ich hinzu. Die Spanier waren sehr gerührt von meiner kleinen Rede. „Wir haben gehört, dass Sie sich mit den spanischen Vertretern in der Türkei sehr gut verstehen und sich sehr zuvorkommend gegenüber ihnen verhalten haben. Das hat uns sehr gefreut”, sagten sie. Sechs Monate später bekam ich plötzlich einen Brief. Es hieß darin, dass der spanische König mir den Orden Alfons X. des Weisen verleihen wollte, und der Botschafter mich in seine Residenz einlud. Zu der Verleihung dürfte ich einladen, wen ich wollte. Das war eine sehr große Ehre für mich und mein Land. Es hat sich schon immer bewährt, die Beziehungen zu anderen Ländern zu pflegen. Man kann nie wissen, wer einem wann und wo und in welcher Hinsicht einmal von Nutzen sein könnte. Natürlich schließt man Freundschaften nicht nur aus Interesse, denn nur Freunde machen das Leben letztendlich lebenswert. An jenem Abend war ich schrecklich aufgeregt. Ich rasierte mich und kleidete mich sehr sorgfältig. Ich wählte einen dunkelblauen Anzug und eine schöne Krawatte. Ich schwebte förmlich, als ich zusammen mit Eti das Haus verließ und in unser Auto stieg. Wir fuhren zur Residenz des spanischen Botschafters, in die wir eingeladen worden waren. Es war ein prächtiges Gebäude. Der Botschafter, seine Gattin, der Generalkonsul und sein Sekretär empfingen uns an der Tür. Vor der Verleihung gab es einen Begrüßungscocktail. Wir begaben uns in einen grünenden und blühenden Garten, wo die bereits eingetroffenen Gäste in kleinen Gruppen an Bistrotischen beisammenstanden und sich unterhielten. Mich befiel eine gewisse innere Unruhe und Aufregung. Ich hatte eine Rede vorbereitet, in der ich die Gründe erörtern wollte, weshalb die Türkei in die Europäische Union aufgenommen werden sollte. Das passte hervorragend. Auf meine Einladung hin waren auch der Oberrabbiner, der Journalist Sami Kohen, Mario Frayman, Niso Albuher und die Gebrüder Rifat und Eli Duvenyaz zu der Verleihung gekommen, ebenso wie mein guter Freund General² Necdet Timur und seine Frau, der Bürgermeister der Prinzeninseln und der Stellvertretende Oberbürgermeister von Istanbul und viele andere unserer Freunde. Und natürlich waren auch meine Söhne, meine Schwiegertöchter und meine Enkel Yoni und Iris dort, um dieses große Ereignis mit mir zu teilen. Und so wurde mir am Montag, dem 22. September 2003, in

² General Necdet Timur hatte den Rang eines *Orgeneral* nach den Dienstrangbezeichnungen der türkischen Streitkräfte inne. Dieser Dienstrang wird hier mit dem vergleichbaren Generalsrang der deutschen Bundeswehr nach NATO-Einstufung OF-9 als „General“ wiedergegeben.

der Residenz des spanischen Botschafters Manuel De La Camara der Orden Alfons X. des Weisen verliehen. Für seine zahlreichen Beiträge über spanische Literatur zeichnete man zudem Salamon Biçerano von der Şalom-Zeitung aus. Da er jedoch inzwischen verstorben war, nahm seine Familie die Ehrung entgegen, und auch alle Mitarbeiter der Şalom-Zeitung³ waren gekommen. Als ich zur Ordensverleihung nach vorne gebeten wurde, nahm ich meine Frau und vor allem meine Enkel Iris und Yoni mit. Aber auch Nil, Megi, Benjamen und Hayim waren ganz nah bei mir. Es herrschte eine überaus emotionale Atmosphäre, auch der Botschafter war sehr gerührt. In der Rede, die ich eigenes für jenen Abend vorbereitet hatte, wollte ich noch einmal die Botschaft, die mir am Herzen lag, formulieren: „Ich glaube, dass ich als ein Jude, der in diesem Land geboren und aufgewachsen ist, sehr viel für mein Heimatland getan habe. Es mag vielleicht so erscheinen, dass ich all das, was ich geleistet habe, aus persönlichem Antrieb getan habe, aber so ist es nicht. Mein einziges Anliegen bestand darin, zur Verbesserung und Stärkung der Beziehungen meines Landes zu den anderen Nationen beizutragen“, bemühte ich mich klarzustellen.

Nur weil meine jüdischen Vorfahren einst aus Spanien vertrieben worden waren, wurde mir nun als Geste der Freundschaft dieser Orden verliehen. Zweifelsohne war diese Auszeichnung für mich von sehr großer Bedeutung und unermesslichem Wert. Weiterhin sagte ich in meiner Rede, dass es sehr wichtig ist, sich die Geschichte stets wieder in Erinnerung zu rufen, Weltfrieden und Brüderlichkeit jedoch über alles gehen. Mindestens genauso wichtig wie die Auszeichnung war es mir zudem, die Gemeinsamkeiten zwischen Spanien und der Türkei aufzuzeigen und diesbezüglich einen Dienst an meinem Vaterland tun. Abschließend betonte ich, dass die Türkei unbedingt in die Europäische Union aufgenommen werden müsste, und eigentlich auch ganz Europa sich dessen bewusst sein sollte.

Der Botschafter redete mich stets mit „*mi querido amigo*“, „mein lieber Freund“, an, und begann nun auch seine Rede mit diesen Worten. Indem er mein herzliches Verhältnis zu dem amtierenden spanischen Botschafter und dem Konsul besonders hervorhob, sagte er: „Das ist die schönste Art und Weise internationale Freundschaften zu knüpfen.“ Dann gratulierte er mir und steckte mir den an einem Band aus bordeauxfarbenem Samt befestigten Orden an. Es wurden Fotos geschossen, um diesen schönen Tag zu dokumentieren. Im Anschluss an die Zeremonie lud ich meine Familie zum Essen ein. Ich kann mich noch daran entsinnen, dass sich meine Aufregung immer noch nicht gelegt hatte, als wir schon längst zu Hause waren. Und da ich keinen Alkohol trinke, war es auch schwierig ein Mittel zu finden, um mich wieder zu beruhigen. An jenem Abend beneidete ich zum ersten Mal diejenigen, die sich mit Hilfe von Alkohol zu beruhigen vermögen.

³ Die Şalom-Zeitung (*Şalom Gazetesi*) ist eine seit 1947 in Istanbul erscheinende Wochenzeitung in türkischer Sprache mit Beilagen und Textteilen in Judeospanisch.

Es gibt nur eine einzige Sache, die mich an der Türkei stört, und zwar, dass es immer heißt: „Aus uns wird nie etwas.“ Aus irgendeinem Grund sind wir nicht in der Lage uns selbst zu lieben. Was soll das denn heißen „aus uns wir nie etwas“? Was soll denn noch aus uns werden? Bei uns gibt es Loyalität, Treue, Freundschaft, Glaube und Verbundenheit. Was wollen wir mehr? Die Türkei ist eine sehr junge Republik, die Atatürk uns geschenkt hat. Gott möge es ihm vergelten. Wir sind ihm für alles, was er getan hat überaus dankbar. Diese junge Republik ist aus einer jahrhundertealten Geschichte hervorgegangen und hat, während sie an der Seite Atatürks neue Wege beschritt, jedoch ihre Vergangenheit nie vergessen, sondern sich zu ihr bekannt.

Ein Leben als Jude in der Mehrheitsgesellschaft

Ich gehöre zu den Leuten, die stets gegen den Gebrauch des Begriffes „Minderheit“ in der Türkei waren, und das habe ich auch auf verschiedenen Plattformen zur Sprache gebracht. Wir sind eine religiöse Minderheit. Zwischen den Begriffen „Minderheit“ und „religiöse Minderheit“ besteht ein sehr großer und wichtiger Unterschied. Ich ziehe es vor, den Teil der Bevölkerung, der nicht der jüdischen Gemeinde angehört, sprich, die Muslime, die neunundneunzig Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen, als „*geniş toplum*“, also sozusagen als „Mehrheitsgesellschaft“ zu bezeichnen, und habe mich auch bemüht, diesen Begriff im Sprachgebrauch meiner Gemeinde zu etablieren. Niemand muss wissen, was für einer Religion man angehört. Religionsbezeichnungen haben noch nie eine positive Wirkung auf Menschen unterschiedlicher Weltanschauung gehabt. Religionsbezeichnungen werden immer weniger verwendet, um einen Glauben zu bezeichnen, sondern um jemanden „anders“ zu machen. Die Juden sind eine Gemeinde, die bis heute immer wieder Schwierigkeiten erlebt hat und auch in Zukunft immer wieder erleben wird. Die Jüdische Gemeinde hat leider erst sehr spät begriffen, dass die Welt im Wandel begriffen ist und musste deshalb viele schmerzliche Erfahrungen machen. Alles Unrecht heute in der Türkei der Mehrheitsgesellschaft anzulasten, ist jedoch nicht fair. Manchmal muss man die Schuld auch bei sich selbst suchen. Die Jüdische Gemeinde hat nach der Gründung der Republik die „Vorfälle in Thrakien“ durchgemacht und geglaubt, so etwas nie wieder zu erleben. Einige Jahre später wurde dann aber die Zwangsabgabe auf Vermögen eingeführt. Die Menschen müssen lernen, aus der Geschichte zu lernen. Diese Gemeinde hat den Fehler begangen und sich gesagt: „Es hat die Vorfälle in Thrakien gegeben, das hat einigen Menschen das Leben gekostet, die anderen sind nach Istanbul abgewandert, haben die Vergangenheit unter den Teppich gekehrt, und so geht das Leben weiter“, und später mit der Zwangsabgabe sehr teuer dafür bezahlt. Die Jüdische Gemeinde, die es vorgezogen hatte, das Erlebte zu vergessen, fiel somit aus allen Wolken und wusste nicht, wie ihr geschah. All ihre Träume, alles, was sie sich von der Zukunft erhofft hatte, ihr Ver-

trauen in die Zukunft waren ins Wanken geraten. Und das war nun umso schlimmer. Diejenigen, die keine Lehre aus dem Erlebten gezogen hatten, mussten teuer dafür bezahlen. Von denen, die nach Aşkale gebracht wurden, kamen einige nicht mehr zurück, andere verloren ihr gesamtes Hab und Gut.

Man muss beobachten, wie sich die Umstände an dem Ort und in der Zeit, in der man lebt, verändern. Und dafür muss man nicht unbedingt einer religiösen Minderheit angehören. Auch wenn man ein Teil der Mehrheitsgesellschaft ist, muss man, um auf diese Art von Entwicklungen und Veränderungen vorbereitet zu sein, das Welt- und Zeitgeschehen verfolgen, was die Jüdische Gemeinde erst sehr spät gelernt hat. Bereits im Osmanischen Reich hatten die religiösen Minderheiten stets die Nase vorn, was Geld und Handel anging. Sie waren etwas westlicher geprägt, verfügten über gute fachliche Kompetenzen, sie spiegelten die Vielfalt des Reiches wieder und lasen auch ausländische Literatur. Die in den 1930er Jahren aus Deutschland zugewanderten jüdischen Ärzte sind dafür das beste Beispiel. Sie arbeiteten in den Universitätskliniken. Die Medikamente, die sie verschrieben, wurden in der Rebul-Apotheke angemischt. Sie waren die jungen, vielversprechenden Ärzte, Ingenieure und Apotheker der Zukunft. Es gab nur einen einzigen Grund, weshalb sie nach dem Krieg nach Deutschland zurückkehrten: Der Wunsch, in ihrem Heimatland zu leben. Wir waren junge, hoffnungsvolle Menschen, die den Weg beschritten, den Atatürk uns vorgegeben hatte. Es wäre uns nie in den Sinn gekommen, dass wir eine Minderheit waren. Wie alle Kinder verfolgten wir das Ideal, zu lernen, erwachsen zu werden und unserem Heimatland und unserem Volk von Nutzen zu sein. Aber aufgrund der Strömungen und Paradigmen, die darauf abzielten, die damalige Weltordnung zu zerstören, erlebten wir auch unerwünschte Dinge. Der jüdischen Gemeinschaft in der Türkei war es gleich, welcher Religion, welcher Glaubensrichtung, die Leute angehörten, die sie anstellten, sie interessierten sich nicht dafür, wer sie waren. Ein guter Mitarbeiter zu sein, war wichtiger als alles andere, und wir mussten unser Bestes tun, damit dieser Standard im gesamten Land erreicht wurde. Und zum Glück ist es uns gelungen. Und für die Mehrheitsgesellschaft waren diese Eigenschaften vorrangig. Es spielte keine Rolle mehr, ob man ein jüdischer oder ein muslimischer Türke war. Der Hauptgrund dafür war, dass die Mehrheitsgesellschaft sich allmählich daran gewöhnte, die Juden herzlich zu behandeln und kein Problem mehr darin sah. Wenn man sich in eine Gesellschaft integriert, heißt das noch lange nicht, dass man dadurch seine Religion aufgibt. Sich zu integrieren bedeutet, dass man lernt, mit der Mehrheitsgesellschaft zusammenzuleben und dies gerne zu tun. Wer sich die Traditionen und Bräuche des Landes, in dem er lebt, zu Eigen macht, macht sich auch die jeweilige nationale Identität zu Eigen. Sich zu integrieren, bedeutet nicht, assimiliert zu werden. Die türkische Gesellschaft findet nur schwerlich ihresgleichen. Die Mehrheitsgesellschaft hat nie Partei ergriffen, solange sie nicht provoziert wurde. Da ich einen ständigen Dialog mit den Journalisten der konservativen Medien pflegte, kannten, moch-

ten und respektierten sie mich. Sie wissen, dass ich ihnen wie allen Menschen gegenüber aufrichtig bin. Unser größtes Problem war und ist, dass es immer wieder Menschen gibt, die andere gegen uns aufhetzen. Wenn Ihr den Türken Euer Herz öffnet, Euch erklärt, ihnen sagt, dass Ihr ihnen ihr Brot nicht wegnehmen werdet, werden sie Euch herzlich aufnehmen. Natürlich nur unter der Voraussetzung, dass keine unbekanntenen Mächte sie gegen uns aufhetzen und ihre reinen Gefühle zunichte machen.

Vergangenen Sommer habe ich etwas erlebt, das mich zutiefst verletzt hat. Ich hatte mir überlegt, vor dem Ramadan eine gute Tat zu begehen. Der erste Abend des Ramadan fiel mit unserem Neujahrstag, dem ersten Abend unseres größten Festes zusammen, und es ist sehr wichtig, dass man den Kindern und Jugendlichen in diesen heiligen Monaten eine Freude bereitet. Deshalb kaufte ich ein paar Computer und bat einige meiner Freunde, für mich ein paar Erkundigungen anzustellen. Ich wollte jungen Menschen, die in diesem Jahr die Aufnahmeprüfung für die Universität bestanden hatten, jedoch aus weniger betuchten Familien stammten, jeweils einen Computer schenken, und sie auf diese Weise sowohl für ihren Erfolg belohnen als auch ihre Familien unterstützen. Dabei war es mir aber nicht unbedingt wichtig, dass es sich bei diesen Jugendlichen um Juden handelte. Einer meiner Freunde fand in einer Kleinstadt in Thrakien ein paar Schüler, die für mein Vorhaben infrage kamen, und setzte sich mit ihren Lehrern in Verbindung. Doch das Ergebnis ihres Gespräches war erschütternd. Als allererstes fragten die Lehrer, von denen ich geglaubt hatte, dass sie über einen wachen, scharfsinnigen Verstand verfügten und ihre Schüler auf die Zukunft vorbereiten wollten, nach dem Grund meiner Hilfe. Weshalb wollte der ehemalige Vorsitzende einer Glaubensgemeinschaft wohl ein solches Hilfsprojekt durchführen? Was würde er am Ende im Gegenzug von den Kindern verlangen? Würde er verlangen, dass sie als Missionare für ihn arbeiteten? Unser Freund rief uns schließlich an und sagte: „Geben Sie die Sache auf. Leider haben die Menschen eine solch eingeschränkte Sichtweise – es ist mir sehr unangenehm, Ihnen das alles übermitteln zu müssen –, sie denken, dass Sie später irgendwelche Forderungen an die Jugendlichen stellen werden, und dass es sich bei Ihrem Vorhaben um irgendein Missionierungsprojekt handelt.“ Und dabei war er unterwegs in Thrakien. Nur weil ich Jude war, hielt man meine Idee, den jungen Menschen, die auf der sogenannten anderen Seite der Meeresenge, im aufgeklärten Thrakien, das direkt an Europa grenzte, die Aufnahmeprüfung für die Universität bestanden hatten, eine Freude zu bereiten und ihnen Computer zu schenken, für ein Missionsprojekt! Selbst die Nachbarn, die unserem Freund dabei geholfen hatten, die Schüler zu finden, reagierten erstaunt. Das erleichterte mich ein wenig, und ich sagte mir: „Na ja, wenigstens gibt es doch noch ein paar Menschen, die so denken wie wir.“ Was war bloß aus unserer Gesellschaft geworden? Nur weil ich Jude war, durfte ich in meinem eigenen Heimatland keinem Kind helfen! Herrschte wirklich so großes Misstrauen unter uns? Standen nun sogar erwachsene, gebilde-

te Menschen unter dem Einfluss aussenstehender Mächte? Konnten die Türken wirklich ihre Geschichte, ihren Reichtum, ihre Lebensanschauung, ihre Lebensweise vergessen haben? Vergessen haben, was für Menschen sie waren? Weil man sich vor uns fürchtete, konnten wir diesen Kindern nicht helfen.

Neben dieser schmerzlichen Erfahrung habe ich noch eine weitere Sache erlebt, die mich sehr nachdenklich gestimmt hat. Als ich aus meinem Amt als Gemeindevorsitzender schied und in Rente ging, fragte ich mich, was ich nur tun könnte, um Bedürftigen zu helfen und nahm mir vor, im wohltätigen Bereich tätig zu werden. Ich fungierte lediglich als Vermittler, ließ mir Geld von wohlhabenden Leuten geben und gab es an diejenigen weiter, die es brauchten. Wir bemühten uns zunächst, Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Doch es fiel mir letztendlich schwer, loszuziehen und zu sagen: „Komm, spende mal so und so viel Lira für diese Kinder.“ Den vielen edlen Spendern sei Dank, aber einige hielten leider ihr Versprechen nicht. Aus diesem Grund gab ich diese Tätigkeit wieder auf, da ich mir sagte: „Ich will ja nicht mehr schaden, als ich von Nutzen bin.“ Aber vielleicht hätte das ein Geheimnis bleiben sollen. Wie ich schon sagte, war dies eine so schmerzliche Erfahrung, dass es nicht ehrlich gegenüber mir selbst gewesen wäre, wenn ich nicht auch davon in meinem Buch geschrieben hätte.

Aber ich habe noch ganz andere Dinge erlebt, über die ich mich immer wieder wundern kann, die mir Angst machen, ja mich sogar mit Besorgnis im Hinblick auf die Zukunft erfüllen. Vor ein paar Jahren gab es wieder einmal einen Konflikt zwischen Israel und Palästina. Wir hatten im Radio und im Fernsehen davon gehört. Damals war ich gerade auf die Insel gefahren, um meine Enkel zu sehen. Als ich auf dem Rückweg in Bostancı das Schiff verließ, sah ich eine Gruppe Jugendlicher. Sie schwenkten Fußballflaggen und brüllten Slogans. Es war offensichtlich, dass sie von einem Spiel kamen und sich auf dem Rückweg nach Kadıköy befanden. Wie jede Sportart vermag auch der Fußball die Menschen untereinander zu verbinden. Er vermittelt den Jugendlichen vor allem Teamgeist, lehrt die Menschen Eintracht und Gemeinschaftssinn oder – besser gesagt –, sollte es sie lehren. Die Jugendlichen grölten weiterhin Slogans, die ihre Mannschaft verherrlichten und die gegnerische herabwürdigten. Plötzlich begannen sie, die gegnerische Mannschaft zu beschimpfen. Sie wurden immer zorniger und schrien schließlich: „Nieder mit den Juden, nieder mit Israel!“ Meine Freunde, meine Frau und ich waren wie versteinert. Israels Politik betraf doch nur die Israelis, und nicht die Türkei oder die türkischen Juden. Natürlich war es unmöglich, dies Jugendlichen, denen das Blut in den Adern kochte, und deren Weltanschauung man nicht kannte, zu erklären. Das, was mich jedoch eigentlich an der ganzen Sache erstaunt, ist, wie diese jungen Menschen, die sich für ein Spiel gekleidet und ausgerüstet haben und eigentlich nur vorhatten, sich zu vergnügen, plötzlich so rassistisch werden konnten! Wenn dann jemand zu ihnen sagen würde: „Hört mal, der Herr da drüben ist der ehemalige Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde“, wäre es durchaus denkbar, dass sie mich im nächsten Moment angreifen würden.

Ich erzählte dem Ministerpräsidenten während eines Treffens von dem Vorfall. „Ich bin bereits über alles unterrichtet worden“, sagte er.

„Hören Sie, Herr Ministerpräsident, Sie müssen Sich an den Staat, an die Regierung, an die Nation wenden und ihnen folgende Botschaft vermitteln: ‘Diese Menschen sind unsere Brüder.’ Sie müssen der Mehrheitsgesellschaft erklären, dass wir in diesem Land keine ungeliebten Gäste sondern gleichberechtigte Bürger sind. Und damit das weiterhin so bleibt, benötigen wir Ihre Hilfe.“

„Das weiß ich, Du hast Recht. Mach Dir keine Sorgen, ich werde mich darum kümmern.“

Danach rief ich meinen Sohn an. „Geht nicht mehr auf die Straße, das könnte als Provokation aufgefasst werden“, sagte ich. Ich rief den Bürgermeister der Prinzeninseln, Coşkun Özden, an. „Hören Sie, Herr Bürgermeister, ich habe das und das in Bostancı erlebt. Bitte knöpfen Sie Sich die Jungs bei ihrer Ankunft einmal vor“, bat ich ihn. Der Bürgermeister führte ein offenes und verständnisvolles Gespräch mit den Jugendlichen, und damit war die Angelegenheit noch an jenem Tag erledigt. Der Istanbuler Polizeichef, Celalettin Cerrah, sowie der Leiter der zuständigen Polizeieinheit und deren Beamten reagieren in solchen Fällen immer sehr sensibel, um zu vermeiden, dass irgendjemandem etwas zustößt. Sie haben mich in dieser und in ähnlichen Angelegenheiten sehr häufig angerufen und mich beruhigt: „Machen Sie Sich keine Sorgen, wir sind immer für Sie da. Sie brauchen keine Angst zu haben.“ Dasselbe war mir bereits etliche Male sowohl von staatlichen Einrichtungen als auch von den Angestellten der Ministerien versichert worden. Ich bin ihnen allen zwar zu großem Dank verpflichtet, aber andererseits glaube ich auch, dass niemand von ihnen merkt, auf welcher ironischen Weise uns das Schicksal mitspielt. Kein Jude hält sich für irgendwie anders. Er kommt auf die Welt, wächst heran, besucht die Schule, bildet sich, leistet seinen Wehrdienst ab, ergreift einen Beruf und lebt wie alle anderen auch, und dann plötzlich muss er in seinem Heimatland den Staat um Hilfe bitten, damit dieser ihn vor seinen eigenen Landsleuten beschützt – ohne dabei jedoch seine Liebe und sein Vertrauen in sie zu verlieren.

Wenn dies einmal ein Inhaber eines hohen Staatsamtes der Mehrheitsgesellschaft offen erläutern würde, wenn ein Ministerpräsident oder Staatspräsident uns anlässlich einer unserer Feste einmal Glückwünsche überbringen würde, dann erführen die Menschen, wer wir sind, wie wir leben, was wir tun oder nicht tun. Wir werden von Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft oft gefragt: „Gibt es bei Euch zu Hause ein Kreuz? Ihr wart doch die, die Ostern feiern, oder?“ Denn sie glauben, dass wir der christlichen Welt angehören. Die Menschen in der Türkei trennen nicht zwischen Juden, Griechen und Armeniern, sie machen es sich leicht und klassifizieren sie alle einfach nur als „die Anderen.“ Ich bin ein Mitglied dieser Gesellschaft. Würde ich im Kriegsfall für mein Heimatland an die Front ziehen? Würde ich, wenn nötig, für die Unabhängigkeit meines Landes mein Leben lassen? Für jemanden, der einer religiösen Minderheit angehört, in

der Türkei geboren und aufgewachsen ist und noch immer dort lebt, käme nichts anderes in Frage. Auch wenn er gezwungen wäre, woanders zu leben, hinge sein Herz noch stets an seinem Vaterland. Dieses Land und seine Flagge zu lieben ist etwas ganz Besonderes. Die israelischen Juden und die türkischen Juden gehören zwar ein und derselben Religion an, leben jedoch in unterschiedlichen Welten. Religionszugehörigkeit und Staatsangehörigkeit sind zwei unterschiedliche Konzepte. Da es immer noch Menschen gibt, die diese verwechseln, wirft jedes Missverständnis die Beziehung zwischen den türkischen Juden und der Mehrheitsgesellschaft, in der sie leben, um zehn Jahre zurück. Warum muss das so sein? Wir sind nicht anders. Wir sind keine Israelis. Wir haben vielleicht Freunde oder Verwandte in Israel. Aber viele unserer Landsleute haben ja auch unzählige Verwandte in anderen Ländern. Albaner in Albanien, im Kosovo; die Türken aus Westthrakien in Griechenland, in Bulgarien. Und einige von uns eben in Israel. Wird ein in der Türkei lebender Albaner der Türkei Feindschaft erklären, wenn es in den Beziehungen zwischen Albanien und der Türkei zu einer Krise kommen sollte? Er wird darauf bedacht sein, das zu tun, was seinem Land am ehesten nützt. Wenn er wollte, könnte er dorthin ziehen und sich für das Wohl jenes Landes einsetzen. Kann es denn da ein größeres Unrecht geben, als ihm, nur weil er dies nicht tut, ein Leben lang vorzuwerfen, dass er ja erst später in dieses Land eingewandert ist? Fakt ist, dass wir bereits seit mindestens fünfhundert Jahren hier leben. Und dann kommen solche Kommentare wie „Für Israel würdet Ihr ja alles tun.“ Gab es denn Israel, als der Vertrag von Lausanne geschlossen wurde? Wie kann denn jemand auf die Idee kommen, mich mit Israel in Verbindung zu bringen? Ich habe doch nichts verbochen. Ich bin doch ein Kind dieses Landes. Auch wenn Du all meine Ländereien in Anatolien beschlagnahmst, mich immer wieder ignorierst, ich bin und bleibe Dein Kind. Denn ich bin hier, in Deinem Schoße geboren worden.

Ich möchte nicht jedes Mal, wenn es im Nahen Osten wieder zu Konflikten kommt, die Sicherheitsvorkehrungen an meiner Türe verschärfen müssen. Natürlich tut es mir als einem Weltbürger, einem Mensch, einem Juden, der dort Geschwister, Neffen, Verwandte und Freunde hat, leid, wenn so etwas passiert. Egal, wo auf der Welt so etwas passieren mag, es tut mir immer leid. Ich möchte als Jude keine Angst haben und unsere Kinder stets mit der Frage „Was mag jetzt wohl als nächstes passieren?“ im Hinterkopf großziehen müssen. Denn sie werden ihr Leben hier leben, und dieses Land morgen als Türken im Ausland vertreten. Denn aus dieser Gemeinde werden noch viele Jak Kamhis hervorgehen. Ich kann nicht umhin, hier auch den Satz zu zitieren, der mich in diesem Zusammenhang am allermeisten getroffen hat:

„Sag Deinen Leuten, dass sie mit diesem Krieg aufhören sollen!“

„Deinen Leuten“! Wer sind denn „meine Leute“? Wer ist denn Bensiyon Pinto? Wenn er ein türkischer Jude ist, wie sollte er sich denn in die Angelegenheiten derer einmischen, die man „seine Leute“ nennt? Sollte er sich wirklich einmi-

schen? Würde er sich dann nicht lächerlich machen? Warum sollte er sich einmischen? Ging es ihn etwas an, was dort geschah? Wenn aber Bensiyon Pinto ein Israeli ist, warum sollte er dann in der Türkei leben? Warum sollte er überall, wohin er ging, von der Türkei schwärmen? Weshalb sollte er alles tun, um diejenigen, die eine falsche Vorstellung von der Türkei haben, eines Besseren zu belehren, sie in sein Land einzuladen, sie zu beherbergen und ihnen zu zeigen, wie es wirklich ist? Wer ist Bensiyon Pinto schon für Israel? Ist er etwa ein so mächtiger Mann, dass er Israel befehlen könnte „Jetzt hört mal auf, Euch zu bekriegen“, und Israel würde den Krieg beenden?

Während eines Türkeiibesuches von Ehud Olmert, kamen auf dem Empfang, den der Ministerpräsident zu seinen Ehren gegeben hatte, ein paar unserer Regierungsmitarbeiter zu mir und fragten mich: „Sag mal, Bensiyon, ist Dein Ministerpräsident jemand, der sein Wort hält?“ Ich schaute sie lachend an und sagte „Ihr arbeitet viel enger mit ihm zusammen und kennt ihn mindestens genauso gut wie ich.“ Nun war es an ihnen, sich zu wundern. Einer von ihnen begriff jedoch, was ich damit meinte. Sofort fügte ich hinzu:

„Mein Lieber, Dein Ministerpräsident ist auch mein Ministerpräsident. Mit Deiner Frage musst Du Dich schon an einen Israeli wenden.“

„Ach, Du weißt schon, ich meine Deinen Mann damit.“

Warum sollte denn Ehud Olmert „mein Mann“ sein? War das etwa ein Witz oder musste ich seine Worte ernst nehmen und ihm ohne zu zögern den eigentlichen Sachverhalt erklären, obwohl ich wusste, dass er es nicht verstehen würde? Das frage ich mich ehrlich gesagt immer noch. Und ich schreibe hier bewusst, dass mir klar war, dass er mich nicht verstehen würde, denn es liegt auf der Hand, dass jemand, der eine solche These vertritt, den eigentlichen Sachverhalt gar nicht wissen oder verstehen möchte. Wie schrecklich! Und obendrein waren es staatliche Amtsträger verschiedenen Ranges, die so etwas von sich gegeben haben. Aber ich bin mit der Zeit klüger und gelassener geworden und habe gelernt, mich über derartige Äußerungen nicht aufzuregen. Meistens antworte ich nun schmunzelnd: „Aber welchem Staat gehöre ich denn an, dass Sie so etwas sagen?“ Wenn ich Türke bin, dann ist mein Ministerpräsident der türkische Ministerpräsident. Ich lebe doch nicht in Israel. Nur weil diese Leute Juden sind, macht sie das noch lange nicht zu meinen Staatsmännern. Wenn, dann höchstens zu meinen Glaubensbrüdern. Mein Ministerpräsident ist Recep Tayyip Erdoğan. Und zuvor waren es Bülent Ecevit, Mesut Yılmaz, Tansu Çiller, und Necmettin Erbakan. Egal, wie man mich betiteln mag, niemand kann etwas daran ändern, dass ich ein Türke bin. Ich bin ein türkischer Patriot. Ich bin zwar kein Rassist, dafür aber ein Nationalist. Wenn ich unsere Flagge sehe, kommen mir die Tränen, und mein Herz pocht wie wild. Das kann nur jemand nachvollziehen, dem es auch so geht. Alle Menschen dieser Erde lieben ihr Vaterland, aber wir Türken lieben es auf eine ganz besondere Art und Weise. Türken sind Nationalisten, aber sie haben eine liebevolle und weiche nationalistische Haltung, wie sie bei keinem Volk sonst zu

beobachten ist. Das ist ein kemalistischer Nationalismus, der alle einschließt, die sich als „Türken“ definieren. So etwas sucht auf der ganzen Welt seinesgleichen.

Immer wenn es heißt: „Schau Dir mal diese Juden an, sie greifen das Heiligtum des Islams an“, bekommen wir es mit der Angst zu tun. Vor allem, weil wir Tausende von Glaubensbrüdern haben, die in der Türkei geboren sind, aber noch nie einen Fuß auf israelischen Boden gesetzt haben. Einige von ihnen waren neugierig, sind dorthin gereist oder haben sich sogar dafür entschieden, dort zu leben, während dies einigen anderen dagegen im Traum nicht eingefallen wäre. Manche Leute glauben, dass, derjenige, in dessen Personalausweis „jüdisch“ als Religionszugehörigkeit vermerkt ist, ein potentieller Spitzel ist. Einer, der das Land spalten möchte, dessen Ein und Alles Israel ist. Wenn man hört, was diese Leute so alles von sich geben, bleibt einem die Spucke weg. Ich merke, wie oft ich das Wort „Heimat“ benutze. Egal, worüber man die Leute auch aufklären möchte, man wählt dafür immer passende Beispiele. Und wenn dieses Land für mich über alle Maßen wichtig ist und ich stets für sein Wohl gearbeitet habe, dann ist es doch eigentlich nur natürlich, dass ich alle zwei Seiten dieselben Ausdrücke verwende. Niemand darf die Menschen, die in diesem Land leben, in ihrem Frieden stören, seine bereits geschriebene Geschichte verzerren und es irgendwelcher Dinge bezichtigen, die es überhaupt nicht getan hat. Die USA verhalten sich heutzutage genauso, wie sich alle anderen imperialistischen Staaten im Laufe der Geschichte auch verhalten haben. Aber das ist auch normal. Dieses Verhalten ist auch bei großen Firmen zu beobachten. Wer den Markt beherrscht, spürt diese Macht auch in sich. Er kann gewisse Ansprüche stellen, aber auch gewisse Sanktionen erteilen, aber jeder Staat muss sich seiner Macht bewusst sein und wissen, was er für ein Blatt in der Hand hält, wenn er sich an den Verhandlungstisch setzt.

Man darf nicht immer sofort zu allem Ja und Amen sagen. Es ist nicht meine Aufgabe, Staaten oder Regierungen zu kritisieren. Dafür stecke ich nicht tief genug in der Materie drin. Was ich damit meine, ist, dass die Türkei ein Land ist, das eigenständig Entscheidungen trifft und in die Tat umsetzt. Das sollte die ganze Welt wissen, und wenn sie es nicht weiß, dann sollte sie es erfahren. Ich habe nie den Wunsch oder den Ehrgeiz gehegt, nach Amerika auszuwandern und die Türkei stets gegen die dortige Lobby verteidigt. Mal lässt sie sich in ihrem Verhalten im wahrsten Sinne des Wortes durch ihre Interessen leiten, manchmal provoziert sie auch bewusst, und mal benehmen sich ihre Mitglieder wie Bankiers. Sie sollten erstmal zu uns kommen und die Türkei besser kennenlernen. Bülent Ecevit hat vor Jahren einmal eine Erklärung abgegeben, in der er die israelischen Handlungen in Palästina als Völkermord bezeichnete, was sowohl in Israel als auch in den USA für Furore gesorgt hatte. Egal wo eine jüdische Gemeinschaft leben mag, sie reagiert stets sehr empfindlich auf das Wort „Völkermord“. Denn sie ist sich einig, dass der größte Völkermord der Geschichte einst von Nazideutschland verübt wurde. Als ich damals merkte, dass die Dinge sich zum Schlechten entwickelten, schickte ich zwei meiner Freunde in die USA.

„Falls Ihr in dieser Angelegenheit gekommen seid, dann müssen wir Euch leider mitteilen, dass wir diesbezüglich keinerlei Gesprächsbedarf mit Euch sehen“, wurde ihnen dort gesagt. Und so kehrten meine Freunde unverrichteter Dinge zurück. Daraufhin schrieb ich Marc Grosman, der einige Zeit lang amerikanischer Botschafter in der Türkei gewesen war und zu jenem Zeitpunkt zum engsten Kreis um den Außenminister der USA gehörte, einen Brief: „Sie dürfen eine Rede, die von einem unserer Landsmänner gehalten wurde, nicht einem ganzen Volk übelnehmen. In meinem Land gibt es Nichtregierungsorganisationen, Medien, eine Handelswelt, die einen guten Ruf genießt, politische Parteien, religiöse Minderheiten und eine Armee. Ich halte es für sinnvoll, wenn Sie sich zunächst einmal darüber informieren würden, was diese Menschen und Institutionen denken, bevor Sie handeln. Wen wollen Sie denn bestrafen? In der Politik kommen und gehen die Ministerpräsidenten, und es kommen und gehen die Minister. Was bleibt, ist jedoch das Volk. Wenn Ihr Politiker Euch über etwas ärgert, könnt Ihr das Volk nicht dafür büßen lassen. Das ist nicht richtig. Die Entscheidungen, die man auf dieser Ebene trifft, werden auch viele Jahre später noch für die heranwachsenden Generationen bindend sein. Wir sollten lieber langfristig denken, als kurzfristige Politik zu betreiben. Ich bitte Sie zu verhindern, dass die für die Türkei geplanten Sanktionen umgesetzt werden. Werter Herr Grosman, Sie haben in der Türkei gelebt, die Menschen hier kennengelernt. Ich habe keinerlei Zweifel, dass Sie dies bei Ihrer Entscheidung berücksichtigen werden.“ Meine Ausführungen wurden zunächst von meinen Kollegen und dann von der Lobby begrüßt, und die Spannung löste sich allmählich. Was ich da tat, war nicht einfach. Und ich schreibe dies jetzt nicht, damit man denkt, ich sei jemand, für den schwierige Angelegenheiten überhaupt kein Problem seien. Ich muss es so beschreiben, weil es keinen einfacheren Weg gibt, um den jungen Leuten zu erklären, dass es sich um sehr komplizierte Angelegenheiten handelte. Ich bin hier ein Teil der Gesellschaft, diese Tatsache möchte ich ganz besonders unterstreichen.

Nach den Ereignissen des 11. Septembers hat George W. Bush die gesamte islamische Welt verurteilt und ihr damit großes Unrecht angetan. So schrieb ich schließlich diesbezüglich auch einen Brief an Außenministerin Rice und wies darin darauf hin, wie falsch es ist, eine Religion mit dem Wort „Terror“ gleichzusetzen. In letzter Zeit herrschte große Unruhe in den USA, Israel, ganz Europa und der Türkei wegen der Haltung der Lobbys bezüglich des sogenannten Völkermordes an den Armeniern. Im Jahre 2007 kam es zu großen Spannungen, nachdem das Komitee für Auswärtige Angelegenheiten des Repräsentantenhauses der Vereinigten Staaten den sogenannten Völkermord an den Armeniern als Genozid eingestuft hatte. In diesem Zusammenhang spreche ich bereits seit drei Jahren deutliche Worte. Ich bemühe mich, meinem Umfeld, meiner Gemeinde und den höchsten Staatsbediensteten bei unterschiedlichen Gelegenheiten zu erklären, dass auf jeden Fall ein größeres Team eingesetzt werden muss, um sich dieser Angelegenheit anzunehmen. Die derzeitige Herangehensweise ist nicht richtig. Das

wird nicht lange so weitergehen können, aber man schenkt mir ganz eindeutig so gut wie kein Gehör. Man kann nicht einfach erst wenn es brennt, sagen: „Los, Ahmet Bey, Mehmet Bey, Jak Bey, Bensiyon Bey, packt Eure Koffer und begeben Euch da und da hin. Setzt Euch mit den verantwortlichen Leuten zusammen, redet mit ihnen und klärt die Sache.“ Heutzutage gibt es in unserem Land eine sehr aktive Kammervereinigung, es gibt die TÜSIAD⁴ und andere Nichtregierungsorganisationen. Auch sie versuchen, über ihre persönlichen Kontakte etwas zu erreichen. Doch all diese Initiativen genügen nicht, um diese Probleme zu lösen. Ein Beispiel: Am 8. Juli 2003 gab unser Staatspräsident zu Ehren des israelischen Staatspräsidenten Mosche Katzaw einen Empfang in seiner Residenz. Er lud auch uns dazu ein, und so fuhr ich zusammen mit ein paar Freunden nach Ankara. Nach einem Essen in sehr schöner, herzlicher Atmosphäre nahm die Unterhaltung zwischen unserem Ministerpräsidenten und Mosche Katzaw beinahe familiären Charakter an. Als wir uns gegen dreiundzwanzig Uhr verabschiedeten, wandte sich der Ministerpräsident an mich und fragte: „Möchten Sie morgen auch zur Hochzeit des Sohnes von Kadir Topbaş kommen?“ Als ich dies bejahte, sagte er: „In Ordnung, dann werden wir dort nebeneinander sitzen, ich habe Dir etwas zu sagen.“ „Die werden mich nicht neben Ihnen sitzen lassen, Herr Ministerpräsident. Man steht sozusagen Schlange, um neben Ihnen sitzen zu dürfen. Aber ich werde zu der Hochzeit kommen, so dass wir uns dort auf jeden Fall sehen werden“, entgegnete ich. „Dann möchte ich Dich jetzt um etwas bitten. Würdest Du mit Herrn Katzaw über die Unannehmlichkeiten sprechen, die wir im Zusammenhang mit dem angeblichen Völkermord erlebt haben? Wir müssen in der Angelegenheit mit Amerika irgendwas tun, er soll uns dabei helfen“, sagte er. „Ich werde mein Bestes tun“, erwiderte ich und empfahl mich. Wir wünschten einander eine gute Nacht und trennten uns. Am nächsten Tag kehrte ich mit dem Acht-Uhr-Flieger nach Istanbul zurück. Mosche Katzaw würde zwei Stunden später mit einem Privatjet nach Istanbul fliegen und wir hatten eigens für ihn eine Zeremonie in der Neve Schalom-Synagoge konzipiert. Im Anschluss wollte die damalige israelische Generalkonsulin Amira Arnon eine Bootsfahrt mit ihm unternehmen. Danach würde Katzaw nach Moldawien weiterreisen. Er besuchte unsere Synagoge gemeinsam mit seiner Frau, und die Zeremonie gefiel ihm sehr. Immer wieder umarmte er mich und bedankte sich bei mir. Er war eigentlich ein richtiger Freund der Türken. Im Übrigen hat er iranische Wurzeln, und die Kultur unseres Nachbarlandes muss ihn merklich geprägt haben. Außerdem hatte er während seiner Amtszeit als Fremdenverkehrsminister stets einen guten Draht zur Türkei und den türkischen Ministern gehabt. Im Anschluss an den Besuch in der Synagoge wurde ihm zu Ehren ein weiteres Essen im Hotel veranstaltet. Danach fuhren wir auf einem Boot auf den Bosphorus hinaus. Ich setzte mich neben ihn und

⁴ Verband türkischer Industrieller und Geschäftsleute (*Türk Sanayicileri ve İşadamları Derneği* (TÜSIAD)).

erläuterte ihm die Unannehmlichkeiten, die unser Staat im Zusammenhang mit dem angeblichen Völkermord an den Armeniern erlebte. Dann reichte ich ihm ein Telefon. „Herr Staatspräsident, bitte vereinbaren Sie jetzt gleich einen Termin für Ihr Treffen mit den USA“, sagte ich. Ich musste es unzählige Male wiederholen und darauf beharren, sagte mir aber andererseits auch: „Mensch, Bensiyon, ist Dir bewusst, was Du da tust? Der Mann hat Dich gern, schätzt Dich, aber im Endeffekt ist und bleibt er immer noch ein Staatspräsident. Jetzt komm mal wieder zur Besinnung.“ Dennoch ließ ich nicht locker. Schließlich rang er sich zu dem Anruf durch, doch derjenige, mit dem er sprechen wollte, befand sich nicht an seinem Platz. „Grüß den Ministerpräsidenten von mir. Ich verspreche Dir, die Sache zu erledigen, noch bevor ich nach Moldawien fliege“, sagte er. Wir verabschiedeten uns von einander. Wieder zu Hause bereitete ich mich für die Hochzeitsfeier des Sohnes von Kadir Topbaş vor. Am selben Abend feierte auch die Tochter sehr guter Freunde ihre Hochzeit, wo Eti sich hinbegab, während ich in Richtung Khediven-Palast (*Hudiv Kasrı*) aufbrach. Der Tisch, an dem ich saß, befand sich direkt neben dem des Ministerpräsidenten. Wir grüßten einander und nahmen Platz. Um fünfundzwanzig Minuten vor elf klingelte mein Telefon. Katzaw war am Apparat. „Richte dem Herrn Ministerpräsidenten aus, dass die Sache in Ordnung geht“, sagte er. Neben mir saß Ali Bayramoğlu, der ehemalige Vorsitzende der MÜSIAD⁵ und damals gerade Parlamentsabgeordneter. Wir teilten uns einen Tisch mit Celalettin Cerrah. Ich empfahl mich und ging zum Tisch des Ministerpräsidenten. Er wollte aufstehen, doch ich hielt ihn am Arm fest und sagte: „Aber ich bitte Sie.“ Dann beugte ich mich zu ihm hinunter, raunte ihm ins Ohr: „Ich habe gerade einen Anruf bekommen. Die Sache geht in Ordnung“ und entfernte mich wieder. Erleichterung machte sich in mir breit, aber irgendwie spürte ich, dass sie nicht von langer Dauer sein würde. Das waren nur kurzfristige Lösungen. Solch wichtige Angelegenheiten konnte man zwar vorübergehend auf Eis legen, sie damit aber nicht gänzlich vergessen machen. Es mussten andere und dauerhaftere Maßnahmen getroffen werden. Dies sagte ich bei einer günstigen Gelegenheit auch dem Ministerpräsidenten. Bislang hatten wir nur kleine und ungenügende Schritte unternommen. Man müsste ein neues Ministerium oder einen Beraterausschuss gründen und hierfür Fachleute ausbilden. Solche Angelegenheiten dürfen nicht laienhaft und in Vetternwirtschaft gelöst werden, sondern man musste sich dem Ganzen professionell nähern und vernünftige Arbeit leisten. In den USA finanzieren sich solche Institutionen über Spenden, die auch die Angestelltengehälter und sämtliche weitere Kosten abdecken. Und aus diesem Grunde gibt es in den USA auch keine Bestechungen.

Dies ist keine Erfindung von Bensiyon Pinto, sondern es handelt sich um eine Methode, die auf der ganzen Welt Anwendung findet. Leute, die nicht wissen,

⁵ Verein unabhängiger Industrieller und Unternehmer (*Müstakil Sanayici ve İşadamları Derneği*).

wie internationale politische Beziehungen funktionieren, mögen sich vielleicht fragen „Finanzieren wir etwa die amerikanischen Institutionen?“ Doch so läuft das nicht. Mit persönlichen Interpretationen, Voreingenommenheit und kurzfristigen Lösungen lässt sich unmöglich wirklicher Fortschritt erzielen. Man muss die Dinge aus einem weiteren Blickwinkel betrachten. Man muss sein Gegenüber mit kleinen Gesten erfreuen, ihn spüren lassen, dass man ihn schätzt. Wichtige Angelegenheiten bedürfen dieser Dinge. Ein Staatssekretär kann in der Beziehung zu einem anderen Land so aufrichtig sein und sagen „Bitte nimm Dich dieser Angelegenheit an und erledige das.“ Doch auf die Dauer wird diese Art von Arbeitsmethode nicht funktionieren. Seine Aufgabe durch andere erledigen zu lassen ist wie eine Mühle mit mühsam herbeigeschlepptem Wasser zum Laufen bringen zu wollen. Hätte ich Mosche Katzaw während des Bootsausfluges festnageln können, wenn ich ihn nicht gekannt hätte? Hätte er auf mich gehört, wenn wir nicht in so einem innigen Verhältnis zu einander gestanden hätten? Diese Aspekte gilt es wohl zu bedenken. Egal wohin ich reise, ich besuche immer alle, egal welchen Rang sie haben mögen oder nicht, überbringe ihnen gute Wünsche anlässlich ihrer Feste und verfolge das dortige politische Geschehen. Ich breche zu niemandem je die Beziehungen ab. Freundschaften entstehen, wenn man den Menschen mit echter Herzlichkeit und aufrichtigem Interesse begegnet. Ich habe mich in letzter Zeit stets bemüht, mein Bestes zu tun. Auf dem Cocktailempfang, der für den neuen US-amerikanischen Generalkonsul in Istanbul gegeben wurde, habe ich mit sehr wichtigen Leuten darüber gesprochen, wie wichtig es ist, die Angelegenheit mit dem angeblichen Völkermord an den Armeniern zu lösen. Als das US-amerikanische Komitee für Auswärtige Angelegenheiten bekannt gab, dass es die damaligen Geschehnisse als Völkermord an den Armeniern anerkannte, schrieb ich sofort Briefe an den ADL National Director, Abraham Foxman, und den ADL National Chair, Glen S. Lewy, und erläuterte ihnen meine persönliche Meinung und für welch einen großen Fehler ich ihre Entscheidung hielt. Man teilt ja nicht jeden Schritt, den man tut, und jedes Wort, das einem über die Lippen kommt, mit den Medien. Ich glaube nicht, dass das richtig wäre. Ich möchte damit jetzt nicht zu extremem Nationalismus aufrufen, aber dazu, hinter der Geschichte seines Landes zu stehen. Wenn Ihr den Gesetzesentwurf zum Thema Armenier annimmt, dann kann niemand mehr behaupten, dass die Ermordung von sechs Millionen Juden während des Zweiten Weltkriegs einmalig in der Geschichte und ein Völkermord gewesen ist. Die Juden wurden aufgrund der rassistischen Ideologie der Nazis umgebracht. Damals hat man nach dem Motto gehandelt „Dieser Stamm muss ganz und gar beseitigt, diese Rasse völlig ausgeremert werden.“ Es ging darum, die Juden vollkommen vom Erdboden verschwinden zu lassen, sozusagen eine ethnische Säuberung durchzuführen – die größte Schande in der Geschichte der Menschheit.

Anlässlich der am 30. September 2005 in der dänischen Zeitung Jyllands Posten erschienenen Mohammed-Karikaturen, die zu Recht die gesamte islamische

Welt auf die Barrikaden gebracht hatten, telefonierte ich mit dem geistigen Oberhaupt der orthodoxen Welt, Patriarch Bartholomäus, dem Erzbischof und Patriarchen der Armenischen Apostolischen Kirche, Mesrop Mutafyan, und dem Oberrabbiner der Republik Türkei, İsak Haleva. Meiner Auffassung nach war es sehr wichtig, dass wir in unseren Stellungnahmen, die wir gegenüber der ausländischen Presse abgeben würden, alle dieselben Worte gebrauchten. Dies erklärte ich den geistigen Oberhäuptern folgendermaßen: „Genauso wie wir nicht wollen, dass unsere Religion oder unsere Heilige Schrift verunglimpft wird, möchten wir auch nicht, dass jemand die Religion, den Propheten oder den Koran der islamischen Welt respektlos behandelt. Das ist schändlich, sündhaft, respektlos und niederträchtig.“ Mit dieser deutlichen Botschaft wandten sich an jenem Tage sämtliche religiöse Minderheiten an die Welt.

Den aus dem Ausland kommenden Medien und Parlamentariern versuche ich stets etwas über die Türkei zu vermitteln, ebenso, wie ich auch immer wenn ich ins Ausland fahre, meinen Freunden und Bekannten, die hochrangige Ämter bekleiden, von der Türkei erzähle. Und bis zu meinem Tode werde ich stets weiterhin überall von der Türkei erzählen. Wer mir zuhören möchte, hört mir zu, wer nicht, der lässt es bleiben. Ich tue das nicht, damit man davon hört und mich schätzt, sondern weil ich daran glaube, es möchte, und weiß, dass es richtig ist, und ich ein Kind dieser Nation bin. Wenn jemand irgendetwas tut, nur um geschätzt zu werden, so wird man dies früher oder später durchschauen. Wenn in Europa ein Angehöriger einer religiösen Minderheit etwas dergleichen sagen würde, trüge man sie auf Händen. Hier kann man sich noch nicht einmal sicher sein, dass es auch wirklich wahrgenommen wird. Wenn ich dieselben Dinge, die ich hier getan habe, um mein Land zu unterstützen, anderswo geleistet hätte, würde ich nur noch auf Händen getragen. Eines der wichtigsten Ziele, die ich mit diesem Buch verfolge, ist, der Mehrheitsgesellschaft etwas über die Jüdische Gemeinde zu vermitteln und beide einander näher zu bringen. Ich möchte, dass die islamische Gemeinde der Türkei ihre Juden in die Arme schließt und sie nicht verstößt. Dafür habe ich mein Leben lang gearbeitet, damit eines Tages niemand mehr zwischen „wir“ und „die Anderen“ unterscheiden wird. Wenn man ein gewisses Alter erreicht hat, setzt man sich hin, denkt über sein Leben nach und sagt sich: „Was ich doch alles erlebt habe, wie oft ich verletzt worden bin, wie viel Liebe ich erfahren durfte, wie viel Unrecht mir widerfahren ist, wie glücklich ich doch war, aber trotz alledem bin ich nie wirklich ein Teil des Ganzen geworden, bin immer „der Andere“ geblieben.“ Aber ich bin nicht anders.

Trotzdem bin ich dankbar. Ich habe stets mein Bestes getan, um meine Gemeinde und die Mehrheitsgesellschaft zusammenzuführen. Ich wünsche mir, dass unsere Kinder wie schon seit Jahrhunderten friedlich und glücklich wie Geschwister mit einander leben.

Für jene Juden, die sich dafür entschieden hatten, in einem riesigen Reich zu leben, war es nahezu unmöglich, sich dem Einfluss der Mehrheitsgesellschaft zu

entziehen. Als die jüdische Bevölkerung aus Spanien ins Osmanische Reich einwanderte, verteilte sie sich auf verschiedene Regionen. Manche verließen die Ghettos und begannen ein anderes Leben. Mit der Zeit näherten sich manche einander räumlich wieder an. Manche jüdische Häuser betrat man einfach, ohne die Schuhe auszuziehen. Entgegen der allgemeinen Annahme war dies keine alt-hergebrachte europäische Angewohnheit. Es war eine Frage der reinen Bequemlichkeit. Bei uns zu Hause hingegen zog man auf jeden Fall die Schuhe aus. Denn in den Häusern gab es keine Aufzüge. Der Hausmeister putzte das Treppenhaus nur an bestimmten Tagen. Unsere Mutter ließ uns nie mit Schuhen hinein. Ab und zu durften Gäste die Wohnung mit Schuhen betreten. Solche alten Sitten wurden auch bei uns gepflegt, aber ich musste nie, wie andere Kinder meiner Zeit, jemandem die Hand küssen. Weder habe ich jemandem die Hand geküsst, noch habe ich mir die Hand küssen lassen. Wenn ich jemandem die Hand küssen würde, so müsste derjenige schon ein hoher Gelehrter sein, um es zu verdienen. Denn nicht jeder verdient einen Handkuss. Nicht umsonst gibt es im Türkischen den Ausdruck „das ist jemand, dem man die Hände küsst.“ Wir haben versucht, die Gewohnheiten der Jüdischen Gemeinde, die in einer anderen Kultur lebte, allmählich aufzuweichen, damit sie in die Mehrheitsgesellschaft hineinwachsen konnte. Und ich glaube, dass uns dies gelungen ist. In einer Mehrheit die Minderheit auszumachen ist einerseits auf merkwürdige Art schön, und andererseits auf Wehmut erregende Art schwer. Eine Position, in der es möglich ist, zugleich Freude, Fröhlichkeit, Wehmut und Schmerz zu verspüren. Es gibt immer Leute, die, wenn Du sagst „das ist mein“, stets trotzig beharren „das gehört Dir nicht und hat auch nie Dir gehört“. Uns ist es gelungen, einige Verhaltensweisen zu aufzubrechen. Und die, die nach uns kommen, werden auch einige aufbrechen. Auf uns wartet ein hellerer Morgen. Davon bin ich überzeugt. Wenn man mich „Monsieur Pinto“ nennt, ermahne ich sofort mein Gegenüber.

„Nennen Sie mich bitte nicht ‘Monsieur Pinto’ oder ‘Herr Pinto’. Nennen Sie mich Bensiyon Bey.“

Das ist nämlich Diskriminierung. Mit der Anrede, die man in der Absicht wählt, höflich zu sein, macht man aus mir mit einem Mal jemand anderes, ohne sich dessen bewusst zu sein. Es klingt merkwürdig, wenn man eine Frau mit „Madame So und so“ anredet. Wenn man Hatice Hanım sagen kann, warum kann man dann nicht auch Ester Hanım sagen? Ester Hanım ist doch noch nie eine Madame gewesen. Womöglich spricht sie noch nicht einmal Französisch. Aber indem sie in dem Land, in dem sie geboren und aufgewachsen ist, immer wieder das Wort „Madame“ hört, gewöhnt sie sich daran, sich selbst als Fremde zu betrachten. Einer meiner Freunde, ein pensionierter Militär, hatte mich eines Tages einmal „Monsieur Pinto“ genannt. Ich werde es nie vergessen, ich entgegnete ihm:

„Herr Kommandant, wenn Sie mich Monsieur Pinto nennen, fühle ich mich unwohl. Ich würde mich freuen, wenn Sie Bensiyon Bey zu mir sagen würden.“

Unsere Muttersprache birgt so wunderschöne Wörter in sich. Und wenn sie einem schon einmal zur Verfügung stehen, so ist es doch sinnlos, diejenigen, die einer anderen Religion angehören, durch Anreden, die aus fremden Sprachen entlehnt sind, als Fremde zu brandmarken. Vielleicht hegen die Leute, die diese Wörter wählen, im Grunde gar nicht die Absicht, uns als Fremde zu brandmarken, aber sie sollten sie nichtsdestotrotz vermeiden. Wo es im Türkischen doch „hanım” und „bey” gibt, sollte man das „Monsieur” und „Madame” den Franzosen überlassen. Wir sind Türken. Die Mehrheitsgesellschaft sollte dies nicht dulden. Wenn wir dazu bereit sind, die Menschheit als Ganze zu umarmen, wenn wir aufgehört haben, nach irgendwelchen Unterschieden in irgendeiner Hinsicht zwischen uns zu suchen, es aufgegeben haben, sie finden zu wollen, wenn wir bereit sind, allen Religionen in gleichem Maße die nötige Achtung entgegen zu bringen, dann, erst dann, wird diese Welt ein lebenswerter Ort sein.

Einst hatten wir große Schwierigkeiten mit nicht handlungsfähigen Stiftungen. Der damalige Stellvertretende Ministerpräsident Mesut Yılmaz beschloss, eine Versammlung einzuberufen, und wir fanden uns im Lütfü Kırdar-Sport- und Ausstellungspalast ein. Der Versammlung wohnten auch der Innenminister Rüştü Kazım Yücelen, der Gouverneur von Istanbul, Erol Çakır, der Polizeipräsident Hasan Özdemir, der Direktor des Stiftungsverbandes, Ümit Çoban, und der Regierungsberater Ömer Kayır bei. Und ich und meine Freunde, Nedim Karako, Sami Herman, Ester Zonana und Robert Abudaram, nahmen ebenfalls teil. Wir trugen unsere Probleme vor. Ich muss zugeben, dass wir sehr nervös waren. Denn wir würden uns vor den Staat stellen und sagen: „Ihr habt uns unsere Stiftungen weggenommen.” Und das war alles andere als einfach. Aber es war uns überaus wichtig, die Dinge beim Namen zu nennen und offen über alles zu sprechen. Bis zu jenem Tage hatte ich noch keinen meiner Gedanken mit der Presse geteilt. Ich hatte es stets vorgezogen, die zuständigen Leute persönlich aufzusuchen und ihnen in einem direkten Gespräch zu erläutern, was ich dachte. Daher würde ich nun in dieser Versammlung zum ersten Mal öffentlich über dieses Thema reden. Ich war aufgeregt. Man begann, die Punkte der Tagesordnung der Reihe nach zu behandeln. Reihum wurde den einzelnen Sprechern das Wort erteilt. Alle betitelten uns als „Minderheit”. Das störte mich sehr. Irgendwann kreuzte sich mein Blick mit dem der Polizeipräsidentin von Antalya, Naciye Ekmekçi başı. Ich spürte, dass sie verstand, was ich dachte. Da dauerte es nicht mehr lange und mir platzte der Kragen. Ich schlug mit der Faust auf den Tisch. Und im selben Augenblick merkte ich, dass das, was ich da getan hatte, unangemessen war. Konnte man sich so etwa in Gegenwart des Stellvertretenden Ministerpräsidenten benehmen? Ich versuchte, mich zu beherrschen und sagte: „Nun aber genug, meine Herren. Von welcher Minderheit ist denn hier die Rede? Meine Vorfahren leben bereits seit neunhundert Jahren auf diesem Grund und Boden. Also betiteln Sie uns nicht als Minderheit! Ich bin genauso ein Türke wie alle anderen! Wenn überhaupt, dann gehöre ich einer religiösen Minderheit an. Bezeichnen Sie weder mich, noch irgendein

Mitglied meiner Gemeinde jemals wieder als 'Minderheit', das verletzt mich. Auf diese Weise fühle ich mich ausgegrenzt. Bitte benutzen Sie dieses Wort nie wieder."

Daraufhin ergriff Mesut Yılmaz das Wort:

„Mit jedem Problem, das wir der religiösen Minderheit bereiten, laden wir Schande auf uns. Ich weiß sehr gut, wie viel unter Herrn Pintos Vorsitz zum Wohle unseres Landes getan wurde. Wenn Sie Sich an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte wenden würden, bekämen Sie hundert Mal Recht. Wenn Sie nicht vor Gericht ziehen, so nur aus Vaterlandsliebe."

Zum ersten Mal in der Geschichte der Republik hatte ein Vize-Ministerpräsident so viel Verantwortungsbewusstsein und Einfühlsamkeit bewiesen, auf diese Tatsache hinzuweisen. Allen, die sich diesem Thema einfühlsam genähert haben, bin ich auf ewig zu Dank verpflichtet, allen voran Minister Bülent Akarcalı und Regierungsberater Ömer Kayır. Ich habe über das Thema auch mit dem neunten Staatspräsidenten, Süleyman Demirel, gesprochen.⁶ Und er sagte:

„Nun ja, im Grunde ist es fraglich, wer türkischer ist."

In der Tat. Die auf dieser Welt einzigartigen Türken sollten sich an immateriellen Werten orientieren und nicht vergessen, dass sie aus einer multikulturellen Vergangenheit hervorgegangen sind, sie sollten sich immer wieder vor Augen führen, dass sie einst auch in Istanbul, in Anatolien, auf dem Balkan, in Thrakien, in Nordafrika und Asien die Menschen, die hunderte von verschiedenen Sprachen sprachen, als ihresgleichen angenommen haben, und in der Lage sein, die Juden, die auf diesem Grund und Boden leben und ebenfalls Türken sind, mit derselben Herzlichkeit in die Arme zu schließen. Diese Fähigkeit ist ihnen ohnehin in die Wiege gelegt, und ihre Herzlichkeit dient der Welt bereits seit Jahrhunderten als Vorbild. Ich glaube, dass es keine schönere Antwort gibt auf die Bemühungen all jener, die sich anschicken, falsches Gedankengut zu verbreiten, politische Verschwörungen zu organisieren oder die Geschichte zu beflecken.

⁶ Die Amtsperiode Süleyman Demirels als neuntem Republikspräsidenten dauerte vom 16.5.93 bis 15.5.2000.